

Zwar war er Christ und kommt aus dem Abendland, doch ihn trieb es mit einer unerklärlichen Kraft gegen Osten. Sicher wollte er nicht aus Gründen von Zeiterscheinungen, wie es vor ihm so viele andere Menschen nach Osten gebracht hatte, die sich irgendwo selbst finden wollten, weil sie zuhause nicht wußten, wo sie sich suchen sollten, sondern er suchte nach Antworten auf Fragen, die ihm seine Glaubenslehrer nicht oder nicht geben konnten, warum auch immer.

Er hatte auch genug davon, daß der Inhalt der Lehre, welche ihm beigebracht wurde, mit dem, wie das dann im realen Leben gehalten wurde nur sehr wenig miteinander zu tun hatte. Viel zu viele Widersprüche erkannte er für sich. Doch das war nur ein Grund von geringerer Bedeutung für ihn. Der größte und wichtigste Grund war, daß Glauben, also das Nichtwissen zu einer Tatsache erklärt wird und Alles, was nicht in dieses Bild paßt sehr menschlich bekämpft wird.

Ihm wurde es im Laufe seines Lebens zuwider, nur als nützliche Marionette seines Glaubens für menschliche Interessen zu dienen und erhalten zu müssen. Seiner Auffassung nach ist Glauben immer nur der Versuch einer menschlich verständlichen Erklärung für die unbegreifliche Schöpfung und den Sinn der Existenz. Seinen Glauben würde er liebend gerne nach dem Inhalt und nicht nach den von Menschen, die sich als Vertreter des Glaubens bezeichnen, aufgestellten Regeln leben.

Gerade die Kernaussagen seiner ihm gepredigten und gelehrten Lehre vermißte er in der Umsetzung gegenüber Andersgläubigen. Genauso fand er immer wieder Anfeindungen, wenn er berechnete Fragen stellte, die eben gar nicht angenehm für die Vertreter des Glaubens waren. Denn immer, wenn es keine Antwort auf die Fragen gab, dann hieß es, es ist so und damit fertig.

Sein Leben wurde immer leerer, statt erfüllter. Eine zufriedenstellende Orientierung fand er nicht. Und diesen Zustand wollte er nicht mehr hinnehmen. Doch was sollte er machen? Niemals kamen für ihn irgendwelche Sekten oder fundamentalistischen Gemeinschaften in Frage. Daher blieb ihm so gesehen und auch in der Logik der Sache nur ein Weg offen. Dorthin zu gehen, wo Philosophie länger einen hochwertigen Platz hatte als hier bei ihm daheim und sonst im Abendland.

Nun ist er auf dem Weg nach Osten, dorthin, wo die Erleuchtung ihren Ursprung hat. Nicht die Religion, der er angehört, will er den Rücken kehren, vielmehr ist er auf der Suche nach Antworten auf seine Fragen. Dazu aber muß er nur noch ein Kloster und einen Meister finden, der ihm hilft auf seiner Suche.

Er wußte, daß die Menschen in dem Land, wohin er unterwegs ist, mindestens drei Monate im Leben in ein Kloster gehen, weil es hier zum Leben gehört. Also sollte es kein Problem sein ein kleines, ruhiges Kloster zu finden, wo er mehr als nur drei Monate sich aufhalten und nachdenken kann. Am wichtigsten ist ihm aber einen Meister zu finden, der ihn weniger Unterweisungen in Religion, vielmehr die Antworten für das Leben zum leben gibt. Er will die Theorie zur Praxis machen.

Seine Reise nach Osten betrachtete er bereits als Weg, nicht um anzukommen, sondern um sich fortzubewegen. Wohin ihn seine Reise führt weis er, wohin ihn sein Weg bringt, das würde er schon sehen.

Als er dann im Land seiner Wahl angekommen war suchte er nach einem bescheidenen Hotel, denn er mußte noch ganz profane Dinge erledigen, wie eine langfristige Aufenthaltsgenehmigung und sich auch nach den gegebenen Möglichkeiten erkundigen, die ihn zu dem Kloster seiner Vorstellung führen soll. Zeit hat seit seiner Ankunft für ihn keine Bedeutung mehr. Daher konnte er Alles langsam, aber gründlich angehen.

So vergingen die Tage und mit jedem Tag erfuhr er Mehr und Neues, was ihn ständig weiterbrachte. In dieser Zeit akklimatisierte er sich nicht nur mit dem Wetter und dem Land, sondern auch mit den Menschen und der Kultur. Spürbar wohltuend veränderte er sich und wurde innerlich immer ruhiger und ausgeglichener. Genau der erste Schritt auf dem Weg den er suchte.

Je mehr er sich nach den Möglichkeiten erkundigte, desto vielfältiger erschienen ihm diese Möglichkeiten zu sein oder zu werden. Und so bekam er eines Tages eine Empfehlung, er solle sich doch in einem bestimmten Kloster bei einem bestimmten Mönch melden. Dieser Mönch sei genau jener Meister, der für ihn in Frage käme, da diese Mönch die abendländischen Gegebenheiten bestens kenne. Denn der Mönch sei einige Jahre durch's Abendland gereist um das Wesen zu studieren. Aus dessen Erfahrungen habe er für Menschen, wie ihn,

aus dem Abendland das Wesentliche seiner Religion für andere Religionen praktikierbar gemacht.

Das war es, was er gesucht hatte. Von jetzt an konnte ihn Nichts mehr aufhalten. Und bereits am nächsten Morgen brach er seine Zelte ab, zahlte seine Rechnungen und machte sich auf den Weg ins Landesinnere zum Kloster mit diesem Mönch. Es war ihm völlig gleichgültig, wie lange er nun unterwegs sei, sein Ziel war nur dort anzukommen. Und wie jede Reise zunächst am Reiseziel endet, bevor es wieder zurück zum Ausgangspunkt geht, erreichte er irgendwann das Kloster.

Nun stand er vor seinem Ziel und dem Tor des Klosters. Ein befreiendes, innerlich erlösendes Gefühl erfaßte ihn und ohne Zögern und Zweifel klopfte er an die Pforte. Geduldig wartete er darauf, daß sich die Pforte öffnet. Zeit ist schließlich etwas Relatives, nicht wie in seiner Heimat, wo Zeit über Alles herrscht. Zeit ist nicht das Wesen des Lebens, das Leben ist die Zeit. So kann er bereits, während er wartet, mit Meditationsübungen beginnen. Schließlich ist er auch deswegen hierher gekommen. Wielange er nun auf das Öffnen der Pforte gewartet hat, hatte keinerlei Bedeutung, das Öffnen ist das Ziel. Als sich endlich das Tor für ihn auftat und er auf die Frage, was er wolle, sein Begehren den Meister sprechen zu dürfen vorbrachte, hatte er seine Vergangenheit scheinbar vergeßen.

Der Mönch, welcher ihm öffnete, bat ihn mit einer freundlichen Handbewegung ihm zu folgen. Mit einem für ihn unbekanntem Gefühl von Leichtigkeit folgte er dem Mönch. Dieser führte ihn zu einem älteren Mönch, welcher sich anscheinend mitten in einer Meditation befand. Der begleitende Mönch beugte sich zum Meister hinunter und flüsterte ihm Etwas ins Ohr. Der Meister blickte auf ihn, musterte ihn von oben bis unten und zurück. Nachdem die äußere Musterung beendet war deutete der Meister mit einer Handbewegung, daß er sich hinsetzen solle. Sobald er saß, atmete der Meister mehrmals tief durch und sammelte sich für Fragen auf eine meditative Art. Es konnte also beginnen, seine Zeit als Mönch auf Zeit.

Der Meister öffnete die Augen, sah ihn, den Neuen, lange an und fragte, was ihn hierher brachte. Er holte tief Luft und versuchte seine Gedanken zu sammeln, damit er nicht gleich neben sich steht. Und so antwortete er so besonnen, wie es ihm möglich war. „Ich suche nach Antworten, die mir von den Vertretern meines Glaubens und Kirchen nicht gegeben wurden und werden.“ „Gut, wie und was soll ich dabei machen?“ fragte der Meister. „Die Antworten,

die ich suche, sollen mir helfen meinen Glauben zu leben. Nach meinen Dafürhalten ist meine Religion viel zu theoretisch im Gegensatz zu Ihrer, Meister!“ „Schon möglich, doch vor allem sind die Unterschiede zwischen unseren beiden Religionen vor allem im Kulturellen und Mentalem unserer Völker, den Menschen zu suchen. Es ist die Einstellung der Menschen zur Religion zwischen unseren Völkern der Unterschied.“ „Ich scheiterte bisher an der Sprache. Denn ich gehe so gut es geht immer von den ursprünglichen Bedeutungen der Begriffe aus und nicht davon, wie die Begriffe mißbraucht und verstanden werden.“ „Ich denke, ich verstehe, was Du damit sagst!“

Der Meister griff nach einer kleinen Tischglocke und läutete kurz. Es trat ein junger Mönch mit einem Tablett mit zwei Tassen oder Schalen und einer Kanne Tee herein. Dieser stellte das Tablett zwischen den Meister und den Neuen. Meditativ bedächtig schenkte der junge Mönch zuerst dem Meister und dann ihm ein. Mit einer tiefen Verbeugung zog sich der junge Mönch zurück und schloß die Türe. Es herrschte eine Stille, die er sich immer schon vorstellte, um seine Gedanken in Ordnung zu bringen. Besonders angenehm empfand er das Gefühl, daß er das Gefühl für die Zeit zu verlieren scheint. Nichts treibt ihn mehr im Augenblick an, wie Zeit, Termine oder sonstige materiellen-finanziellen Zwänge und Verpflichtungen.

Irgendwann nahm der Meister seine Schale Tee in die Hände und verneigte sich gegen ihn mit einem wohlthuenden Lächeln. Er nahm ebenfalls seine Schale Tee in die Hände und erwiderte auf die gleiche Art die Ehrerbietung dem Meister gegenüber. Zwischen genüßlichem Teetrinken und längeren Schweigezeiten, fragte der Meister ihn nach so üblichen Dingen, wie zum Beispiel nach seiner Herkunft und seinem Glauben. Der Meister machte sich ein Bild von ihm.

Wie lange die Teepause, wie er diese Unterhaltung für sich bezeichnete, dauerte, darüber machte er sich keine Gedanken, vielmehr dachte er darüber nach, was der Meister wohl denke. Aber da wurde er schon aus seinen Gedanken gerissen. Der Meister stand auf und auch er sprang auf. Schweigend folgte er dem Meister. Dieser führte ihn zu einem anderen Mönch, welcher so etwas wie ein Verwalter zu sein schien. Der Meister wechselte ein paar Worte. Dabei sah der Verwalter den Neuen an und nickte. Mit einer Handbewegung deutete er dem Neuen, er solle ihm folgen, was dieser wortlos tat.

Beide gingen in den Nebenraum und dort nahm der Verwalter aus einem Regal einen Stapel, welcher sich als Mönchskleidung erwies. Von einem anderen Regal nahm der Verwalter jenes Zubehör, welches einem Mönch zusteht. Eine große Tasche, die umgehängt werden konnte, einen großen Topf, eine Schale zum Sammeln von milden Gaben, sowie eine kleine Schale, welche zum Essen diente. Da er, der Neue, sowohl nur auf Zeit hier im Kloster leben würde, wie auch die Tatsache, daß er Christ war und zum Nachdenken, Meditation und Studium hier war, war es nicht zwingend, daß er ausgerüstet werde, wie die Mönche, die ihr Leben lang im Kloster blieben. Nachdem er Alles in Empfang genommen hatte, führte ihn der Verwalter zu jener Zelle, welche er auf unbestimmte Zeit bewohnen würde.

In seiner Zelle verstaute er zunächst seine Sachen, zog sich um, rasierte seinen Bart und ging in den Hof, um sich den Kopf scheren zu lassen. Nachdem er Alles hinter sich gebracht hat, was an Üblichem das Kloster vorgegeben hat, suchte er seinen Meister auf, um sich für das Lernen beim Meister zu melden. Nun konnte er auf Zeit ein völlig neues Leben beginnen. Schon beim Vorstellungsgespräch beim Tee hatte ihm sein Meister gesagt, er solle Alles aufschreiben, Tagebuch führen. Das hatte er sowieso vor. Doch dazu mußte er erst beginnen Mönch zu sein.

Der Meister erwartete den Neuen, den kleinen Mönch aus dem Westen. Das Gesicht des Meisters strahlte eine Freude aus, die der kleine Mönch in seiner Heimat nie erlebte. Zunächst dachte er alle Menschen in Asien seien von Natur aus immer so voll Freude und Fröhlichkeit. Da der kleine Mönch seine Verwunderung im Gesicht offen zur Schau trug, ging der Meister auf ihn zu. Der Meister wußte, daß der kleine Mönch trotz dessen Selbstsicherheit im Moment sehr verwirrt war.

Und so erhielt der kleine Mönch seine erste Lehrstunde. Der Meister ging also auf ihn zu und fragte ihn in einer Direktheit, die den kleinen Mönch fast umgeworfen hätte. „Was wundert oder verwirrt Dich so?“ „Ich verstehe im Moment nicht, was Sie damit meinen, Meister!“ antwortete der kleine Mönch fast stotternd. „Dein Gesicht verrät mir eine große Verwirrung von Etwas!“, erklärte der Meister. „Sieht man mir das an, daß ich über die Freude, die ich hier in den Gesichtern der Mönche sehe verwundert bin?“, sagte der kleine Mönch fast mehr zu sich selbst. „Ja natürlich“, erwiderte der Meister, „das Gesicht ist immer die erste körperliche Reaktion auf geistige und seelische Zustände.“ „Aber was ist, wenn die geistigen und seelischen Zustände nicht mit dem Gesichtsausdruck übereinstimmen?“, fragte der kleine Mönch. „Dann wird der Geist und die Seele krank und auch der Körper wird irgendwann krank werden.“, belehrte der Meister den kleinen Mönch und fuhr fort: „Geist und Seele brauchen immer eine Möglichkeit Beladenes und Überflüssiges entweichen zu lassen. Ob durch Meditation den Geist von Unnötigem, von schlechten Gedanken zu befreien oder die Seele durch positive Tugenden zu reinigen, der Körper wird als Träger von Geist und Seele immer entsprechend reagieren.“

Der kleine Mönch sog förmlich die Worte auf. Während er in sich ging und darüber nachzudenken, hörte der kleine Mönch den Meister sagen: „Geh’ und denke nach bis Du Antworten auf Deine Fragen dazu Dir selber geben kannst. Meditiere und bringe mir Deine Antworten und Erkenntnisse dazu, wenn Du sie gefunden hast!“

So begann also der kleine Mönch seine Zeit im Kloster.

Der kleine Mönch erging sich täglich in seinen Übungen. Nicht den ganzen Tag, wie vielleicht sich sehr Viele vorstellen, machte der kleine Mönch vorwiegend technische Übungen für die Meditation, so, daß die Übungen zu einem Teil von ihm werden. Lange dauerte es jedoch nicht bis die Übungen zu einem Wesensteil wurden und die Meditation von selbst sich dazu gesellte. Dabei waren es immer nur Übungen von wenigen Minuten, die mit der Zeit von sich aus immer länger wurden.

Und wie sich die Meditationstechnik dem Geist des kleinen Mönches öffnete, nahmen auch die Gedanken die Formen von Fragen an. Aus einem Gedanken wurden viele Fragen, doch er fand dazu keine Antworten. Verwirrung erfaßte den kleinen Mönch. So ging er bei der nächsten Gelegenheit zum Meister, mit der Hoffnung, daß der Meister ihm einen Weg aus seinem Dilemma zeigt.

Der Meister lächelte milde, als der kleine Mönch kam, er mußte es schon wissen, wie es ihm im Moment erging. „Und, wie geht es bis jetzt?“, fragte der Meister. „Ich bin verwirrt. Ich finde keine Antworten, nur immer neue Fragen!“, antwortete der kleine Mönch seinem Meister. „Ich weis, auch bei mir als junger Mönch war das so. Erst, als ich verstanden hatte meine Gedanken zu beherrschen und zu ordnen, erst dann konnte ich die Türen zu den Antworten öffnen. Das wird auch bei Dir so sein.“, beruhigte der Meister.

Der kleine Mönch ließ die Worte seines Meisters wirken und der Meister wußte aus seiner eigenen Zeit, wie der Anfang war. Daher wartete er geduldig auf die nächsten Fragen seines Schülers. Nach einer Weile raffte sich der kleine Mönch auf und fragte: „Meister, wie bekomme ich meine Gedanken in den Griff, wie beherrsche ich sie und wie kann ich die Gedanken ordnen?“ „Was ist das Einfachste?“, antwortete der Meister. „Wenn Du nur einen Gedanken nimmst und keine weiteren Gedanken zuläßt, hast Du das Einfachste.“, fuhr der Meister fort. „Denke daher immer nur einen Gedanken durch und zu Ende, bevor Du einen neuen Gedanken annimmst!“. Der Meister machte eine Pause und sagte dann: „Es ist nur eine Frage der Übung. Wenn Du immer einen Gedanken um des Gedanken Willens denkst und nicht über das den Gedanken umgebende Mögliche, dann kannst Du sehr viele Gedanken. Einen nach dem Anderen, geordnet und beherrschbar denken und Du findest von selbst auch die Antworten auf die sich ergebenden Fragen.“

Mit einem nachdenklichen Gesicht verneigte sich der kleine Mönch. „Danke Meister!“, sagte er und zog sich in die Richtung seiner Zelle zurück.

Der kleine Mönch übte sich sehr wohl intensiv in der Meditation, jedoch nicht nur. Wenn er nicht am meditieren war, nutzte er seine Zeit mit vielen anderen Dingen, wie Schreiben, Lesen, die Umgebung erkunden und Vieles sonst noch. Für den kleinen Mönch war es eine Zeit der puren Inspiration, wie er es sich daheim wohl nie hätte vorstellen können. Und genau diese Inspiration wollte er sich mehr als nur erhalten, er wollte sie pflegen und ausbauen. Schritt für Schritt und Stück für Stück weiterentwickeln.

So ergab es sich, daß der kleine Mönch unwillkürlich Vergleiche mit seiner Heimat zog. Denn es wurde ihm bewußt, daß in der Geschichte des Abendlandes ebenfalls die Klöster Quellen der Inspiration waren. Doch, wie heißt es im Volksmund so treffend: „Den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen!“. In dieser Situation, wie er sich seine Gedanken über die Bedeutung von Klöstern machte, reifte in ihm ein Gedanke, der erst noch Gestalt annehmen mußte.

Da der kleine Mönch nun einige Zeit bereits im Kloster war, ließ ihn der Meister rufen. Als der kleine Mönch der Einladung folgte und zu angegebener Zeit zu seinem Meister ging, war er immer noch tief in seinem reifenden Gedanken verhaftet. Der Meister sah es ihm an, daß er sich mit Etwas beschäftigte. So begann der Meister das Gespräch mit seinem Schüler mit folgender Frage: „Was beschäftigt Dich so?“. „Sieht man mir das an?“, antwortete der kleine Mönch leicht erstaunt. „Fast jedem Menschen sieht man an, wenn sein Geist sich mit Etwas beschäftigt.“, fuhr der Meister fort. „Denn das Geschehen im Inneren eines Menschen, also Geist und Seele, wirken fast immer auf den Körper sich aus. Im Normalfall spiegelt sich dieses Geschehen im Gesicht. Doch oft genug wird bei einer Störung oder gar Krankheit des Geistes oder der Seele ebenso der Körper in Mitleidenschaft gezogen.“

Mit äußerstem Interesse lauscht der kleine Mönch den Worten des Meisters. Dieser fuhr fort und sagte weiter: „Es gibt Menschen, die können durch Übungen jede Regung des Körpers vermeiden und unterdrücken. Bis zu einem gewissen Ausmaß mag dies gut sein. Doch es muß jeder für sich selbst wissen, was ihm gut tut.“ Der Meister machte eine Pause und dann fragte er seinen Schüler, was ihn beschäftigt. Der kleine Mönch erzählte dem Meister von seinen Gedanken und dieser hörte interessiert und aufmerksam zu.

Im Laufe der Zeit, je länger der kleine Mönch sich im Kloster aufhielt, bemerkte er an sich selbst eine kontinuierliche Veränderung. Mit dieser Veränderung begann er auch den Satz eines alten griechischen Philosophen zu verstehen: „Erkenne Dich selbst!“. Auch fing er an zu begreifen, dass Erkenntnisse nicht auf Kommando kommen, sondern entstehen. Sie kommen, wenn der Mensch Zeit für sich nimmt und nicht unnötigen Dingen nachjagt.

Trotzdem wurde dem kleinen Mönch mulmig, seit ihm auch bewußt wurde, daß mit jeder neuen Erkenntnis über sich, sich neue Fragen, neuer Zweifel öffneten und immer weniger Antworten für ihn erreichbar schienen. Oder hatte er nur noch keinen Zugang, keinen Weg zu den Antworten gefunden, welche er suchte und weswegen er hierher ins Kloster ging? Er begriff jedoch, daß es auch dafür Zeit braucht, also muß er sich zunächst sehr in Geduld üben.

Obwohl er bisher sich nicht als ungeduldig beschrieben hätte, stellte er dennoch fest, daß ihm doch Vieles zu langsam zu gehen scheint. Also versuchte er mit Meditation zu ergründen, woran es liegen mag. Zeit hatte er unbeschränkt. So versuchte er sich in gleichförmiger Bewegung zu üben. Im Garten des Klosters begann er seine Runden zu gehen. Er versuchte jede Runde im Garten gleich schnell zu machen ohne deswegen zu rennen, aber auch nicht beim Gehen einzuschlafen. Gleichmäßigkeit setzte er sich zum Ziel.

Nach einigen Tagen, in denen er seine Runden im Garten absolvierte, fühlte er auf einmal, wie ihm leicht wurde, so, als hätte er eine schwere Last verloren. In ihm sagte eine Stimme, er solle den Begriff Hektik und Ungeduld vergleichen und in Beziehung setzen. Denn Hektik ist Tempo, Geschwindigkeit, Ungeduld ist die Angst vor Langsamkeit, Stillstand, Ruhe. Aber auch Angst davor, Etwas zu versäumen oder nicht schnell genug auf Etwas zu reagieren.

Jedenfalls hatte der kleine Mönch mit seiner Meditationsübung des gleichförmigen Gehens sich eine Türe aufgestoßen, vor der er selbst keine Vorstellung hatte. Ihm ist klar, daß Erkenntnisse nur durch Geduld und in angemessenem Tempo, nicht in Hektik und Ungeduld kommen. Das wird auch für das Verstehen dessen, was ihm sein Meister sagt, gelten. Nicht die Worte, die Bedeutung der Worte werden ihn der Gleichmäßigkeit der Beschäftigung damit verständlich.

Der kleine Mönch ging nicht nur zum meditieren ins Kloster, denn er wollte neben der Meditation sich auch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigen, besonders hatte er vor, Alles niederzuschreiben. Daheim war die Hektik zu groß, die Ablenkung und Störung zu stark, als daß er in Ruhe Alles aufschreiben konnte, was ihm als wichtig und wesentlich erschien. Doch hier im Kloster fand er genau jene Bedingungen, die er suchte.

Sicherlich hätte er auch bei ihm zuhause ein Kloster aufsuchen können, doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Vielleicht war es die Einstellung in seiner Heimat, wo weniger Wert auf den Inhalt und mehr auf die Institutionen gelegt wird. Im Gegensatz dazu fand er genau hier im Kloster das, was er zuhause so vermißte. Denn sein Meister betrachtete ihn so, wie er war und nicht nach dem Nutzen für eine Institution. Es gibt zu seiner Freude noch immer jene Unterschiede, die in seiner westlich-abendländischen Welt zu Gunsten einer schleichenden und schweigenden Gleichschaltung geopfert werden, genannt Globalisierungen.

Nein, ihm, den kleinen Mönch erzeugte es Unbehagen, wenn er an seine Heimat denkt. Besonders stark wird sein Empfinden durch die Tatsache, daß er im Vergleich von hier, dem Kloster und den Menschen mit seiner Heimat, jene Unterschiede erkennt, spürt und leben kann, die ihm daheim fehlen. Er ist davon überzeugt, daß die Unterschiede die Zukunft sein werden.

Nun, da er bereits eine Weile im Kloster war und sich eingelebt hat, die Gewöhnung an das Klosterleben hatte er sich härter vorgestellt, jedoch bemerkte er an sich, daß diese Umstellung und Gewöhnung sich für ihn sehr positiv auswirkte. Er fühlte sich mental, psychisch, aber genauso physisch äußerst wohl. Daheim hatte er sich nie so gefühlt, wie derzeit hier im Kloster. Dazu kommt noch, daß er hier einen Meister hat, der ihm zuhört, nicht wie daheim, wo zuhören zum Geschäft wurde. Oder einfach nur deswegen niemand zuhört, weil sich seine Mitmenschen fast Alle hinter ihren Vorurteilen, Desinteresse, Eitelkeiten und Niedrigkeiten, aber auch der Feigheit vor der persönlichen Verantwortung und dem eigenen Denken in die Massenanonymität flüchten.

Das ist auch einer der gewaltigsten Unterschiede, die der kleine Mönch feststellen konnte, daß bei ihm daheim die Dummheit hochgehalten und gepflegt wurde und wird, während hier im Kloster danach getrachtet wird, die Dummheit durch Bildung zu überwinden. Selbst hier im

Kloster wußten die Mönche seit Alters her, daß die Dummheit nicht auszurotten ist, nur eindämmbar.

In der Ruhe des Klosters begann sich sein Geist zu ändern, ohne daß der kleine Mönch es selber merkte. Da er aber schon in seiner Heimat immer versucht hatte sich selbst zu beobachten, fiel ihm daher seine Veränderung erst auf, als er sich mit Fragen beschäftigte, deren Antworten er zu kennen glaubte. Es fiel ihm deshalb auf, weil er gewöhnt war, daß jede Antwort endgültig sei und er hier im Kloster feststellte, daß es für die Mönche niemals endgültige Antworten gab. So beobachtete er an sich, wie er selbst keine Absolutheitsansprüche mehr an sich stellte, sondern bei jeder Antwort nach weiteren möglichen Antworten auf seine Fragen suchte.

So stellte er auch über seine Erkenntnisse über sich selbst fest, daß er bei sich zu Hause bereits am verzweifeln gewesen wäre, weil er dort nie mit diesen Erkenntnissen zufrieden sein hätte können, mehr noch, nie zufrieden gewesen wäre. Und hier im Kloster blieb er ruhig und gelassen. Überdies hinaus fühlte er sich unbeschreiblich frei von Zwängen. Und ohne, daß sich der kleine Mönch die Frage gestellt hätte, fing er an nach den Gründen seines Zustandes zu suchen und seine Gedanken begannen zu vergleichen und zu analysieren.

Der kleine Mönch brauchte nicht lange, um festzustellen, welche Unterschiede zwischen seiner Heimat und dem Kloster bestand. Dies alleine jedoch konnte nicht die Ursache dafür sein, daß er sich innerlich so veränderte und das Kloster zum Ort seines Wohlbefindens wurde. Die Gründe müßen Andere sein. Und so begann er einmal die Grundeinstellungen seiner Mitmenschen zu Hause, mit jenen hier im Kloster und den Bewohnern um das Kloster herum zu vergleichen. Mit wissenschaftlicher Akribie ging er ans Werk, um alsbald zur Erkenntnis zu gelangen, daß es kaum möglich ist, vergleichbare Verhältnisse zu finden. Denn Kriterien, wie Bruttoinlandsprodukt und Lebensqualität können vielleicht in Zahlen festgehalten werden, sie sagen jedoch nichts darüber aus, wie die Menschen sind.

Mit was jedoch soll nun der kleine Mönch einen Vergleich anstellen? So ist ihm bewußt geworden, daß er nur einen Vergleich der Lebensumstände und des Verhaltens als Grundlage verwenden konnte. Also einen relativ unwissenschaftlichen, auf subjektiven Beurteilungen ruhenden Vergleich des menschlichen Wesens.

Jetzt wurde ihm langsam bewußt, daß er mit diesem Gedankengang auf dem Weg zur Gerechtigkeit war. Er erkannte, daß Gerechtigkeit das Gegenteil von Recht ist und Beides nur äußerst selten zusammenpasst. Und je mehr der kleine Mönch sich nun allen Gedankenwege annahm und nachging, desto mehr Faktoren und Prinzipien eröffneten sich ihm. Denn Alles, trotz der größten Unterschiede, im Vergleich und der Beurteilung fand er als den kleinsten gemeinsamen Nenner die Gerechtigkeit.

Der Meister des kleinen Mönchs konnte sehen, wie sich der kleine Mönch veränderte. Von der westlichen Hektik und dem Streß, welcher der kleine Mönch zunächst von seinem Daheim mitbrachte, ging stetig mehr und mehr verloren. Dafür zog immer mehr Ruhe in Seele und Geist des kleinen Mönchs ein. Zufrieden stellte also der Meister fest, daß es wohl die richtige Entscheidung war, für Beide, den kleinen Mönch und ihn, den Meister.

Der Meister wusste genau, wie der kleine Mönch, daß der Aufenthalt im Kloster für den kleinen Mönch von zeitlicher Begrenztheit ist. Und so überlegte sich der Meister, wie er seinen Schüler das Wesentliche und das Wesentlichste so beibringen konnte, daß es für den kleinen Mönch bei ihm zu Hause unauslöschlich nachwirken wird.

Da der Meister selbst bereits als Kind ins Kloster kam und daher eine lange Zeit mit studieren verbrachte um jene Antworten zu finden auf die Fragen, die fast alle Menschen haben und stellen, wie soll das in kurzer Zeit für westliche Suchende gehen, wenn selbst er als Meister noch immer nicht diese Antworten gefunden hat und die auch richtig sind, ist, daß er dem kleinen Mönch, seinen Schüler, den Weg zeigt, wie dieser von sich aus zu seinen Antworten findet.

So ließ der Meister seinen Schüler eines Tages zu sich kommen um ihm zu erklären, daß er, der Meister, von seinem Schüler unterrichtet werden wolle. Obwohl dem kleinen Mönch nur sehr selten die Worte fehlten, die Sprache sich weigerte seinen Mund zu verlassen oder einfach nur die Luft wegblieb, in diesem Moment traten alle Faktoren gleichzeitig ein. War nicht der kleine Mönch deswegen hierher gekommen, damit er Antworten auf seine Fragen finde? Und jetzt soll ausgerechnet er seinen Meister lehren.

Nach einer Weile, welche dem kleinen Mönch wie eine Ewigkeit vorkam und er sich vom ersten Schrecken gefangen hat, begann langsam sein Gehirn wieder normal zu funktionieren und er fragte seinen Meister, ob er ihn richtig verstanden hätte, er solle ihn unterrichten. Milde lächelnd sah ihn sein Meister an und sagte: „Ja, ich will, daß Du mich lehrst. Ich will von Dir unterrichtet werden.“ „Aber Meister, was soll ich Ihnen beibringen? Ich bin doch gekommen, daß ich von Ihnen lerne!“, erwiderte der kleine Mönch. Und er fuhr fort: „Meister, wenn ich zu Ihnen komme, dann suche und hoffe ich Antworten auf meine Fragen bei Ihnen zu finden!“. Der Meister sah ihn an und sagte: „Die meisten Antworten auf Deine Fragen findest Du bei Dir selbst. Du mußt nur die richtigen Fragen stellen!“ „Gilt das auch für

Sie?“, fragte der kleine Mönch. „Natürlich“, meinte der Meister, „die Menschen stellen fast immer nur die falschen Fragen. Es hat keine Bedeutung, wen Du fragst, Dich selbst oder jemand Anderen, es zählt nur die richtige Frage!“ „Und wie weis ich, daß ich die richtige Frage stelle?“, fragte verunsichert der kleine Mönch. „Die richtige Frage stellst Du dann,“ antwortete der Meister, „wenn Deine Frage denjenigen, an den Du die Frage richtest, zum Nachdenken bringst!“. Der kleine Mönch verneigte sich und sein Meister wußte, wie es im Moment in seinem Gehirn zuing. Er wußte auch, dass sein Schüler jetzt auf dem richtigen Weg war.

Das Ansinnen seines Meisters, ihn zu unterrichten, löste im kleinen Mönch zunächst ein Chaos im Geist aus. Er, der nach Antworten suchte und deshalb hierher gekommen war, soll jetzt Fragen stellen und Antworten geben, auf die er selbst wartet. Aber sein Meister wird schon wissen, warum er dies tut. Doch Eines ist dem kleinen Mönch noch nicht bewußt. Was soll er dem Meister unterrichten? Von des Meisters Lehre hatte er keine Ahnung und seinen Glauben zu lehren vermag er auch nicht, denn genau deswegen ist er doch gekommen, daß er Wege findet, aus dieser Theorie zu einer Praxis zu kommen. Zu glauben ist das Eine, einen Glauben zu leben das Andere.

Mehr noch, als die Tatsache, daß er seinen Meister unterrichten soll, beunruhigte den kleinen Mönch die Frage, was er seinem Meister lehren soll. Denn er stellte fest, daß er eigentlich Nichts weiß. Und seine Versuche sich an das zu erinnern, was er in seiner Schulzeit einmal gehört und vielleicht auch gelernt hatte, blieben erfolglos, weil er sich eingestehen mußte, daß das Sammeln von Wissen nur sehr wenig mit dem Lernen durch Erfahrungen zu tun hat.

Als der kleine Mönch einige Zeit später seinem Meister begegnete und der Meister ihn erwartungsvoll ansah, überwindete er sich und fragte den Meister, was er ihn unterrichten solle. Der Meister sagte nur, er solle einfach Fragen stellen, damit er darüber nachdenken könne. Und wenn er Antworten finde, dann solle der kleine Mönch diese Antworten prüfen. Und er verwies den kleinen Mönch auf einen Satz des chinesischen Philosophen Lao Tse, der einmal sagte, daß ein Mensch der Fragen stellt im Moment ein Narr sei, aber der Mensch, der keine Fragen stellt ein Leben lang ein Narr bleibt.

Tief getroffen durch diese Einsicht, zog sich der kleine Mönch zurück. Denn er begann langsam an zu begreifen, daß Lernen und Wissen zum Zustand von Bildung führt. Also ein ständiges Bauen des Geistes. Nicht das fertige Wissen, sondern das entstehende Wissen bildet und wird zum Fundament für die Nachkommen. Aber genauso steht er auf dem Fundament des Wissens seiner Vorfahren. Und daher ist das Lernen, die Anwendung des vorhandenen Wissens um neues Wissen zu erlangen.

Dem kleinen Mönch wurde auch bewußt, daß Bildung nicht die Aneinanderreihung der Fakten sein kann, sondern ausschließlich die Verbindung der Fakten miteinander, welches nur dann möglich wird, wenn er Fragen stellt und die Gemeinsamkeiten von Vergangenheit und

Gegenwart findet. Jetzt erkannte er auch den Sinn und Zweck des Tuns seines Meisters. Lernen und Wissen entsteht durch das Denken als Ergebnis. Und niemals umgekehrt.

Obwohl dem kleinen Mönch jetzt klar war, was Bildung bedeutete, die permanente Arbeit an sich selbst, fand er dennoch keine Antwort auf die Frage, was er seinen Meister lehren soll. Während er sich überlegte, wie und was er seinem Meister nahe bringen möchte, begann es ihm langsam zu dämmern, warum ihn sein Meister zum Lehrer machte. Lernen durch Lehren. Also die eigenen Fragen sich selber stellen und beantworten und somit selbst dem Zwang auszuliefern nachdenken zu müssen.

Genaugenommen, dachte sich der kleine Mönch, ist dies der beste Weg gegen die Dummheit zu wirken. Es fallen viele unnötige Fragen weg, vorausgesetzt es wird nach Antworten gesucht, die in der menschlichen Logik erfaßbar sind. Nur das, so dachte sich der kleine Mönch, was durch fehlendes Wissen und Verständnis nicht gedacht werden kann, mußte dann als Frage gestellt werden.

Der kleine Mönch fühlte sich, als würde er sich in einem dunklen Raum befinden und plötzlich ginge eine Türe auf und ein heller Lichtstrahl traf ihn. Sein geistiges Auge sah auf einmal Möglichkeiten, die ihm bis dahin verborgen waren. Es war für ihn ein Zustand des Losgelöst seins von Dingen und Zwängen, welche ihm bisher immer Unbehagen verursachte.

Der wohl beklemmendste Zwang, dem er bisher unterlegen ist, war die Tatsache, daß er immer Alles als so gegeben hinnahm, wie es ihm gesagt wurde. Und nur deswegen, weil es eine sogenannte Autorität gesagt hatte und wenn es eine Autorität sagt, dann braucht man nicht mehr nachzudenken. Nur weil es angeblich immer so gewesen sein soll. Aber jetzt, da er selbst begann zu denken, stellte er fest, daß dies nicht richtig sein kann, was von ihm bis dahin erwartet wurde. Denn, wie hätte es eine menschliche Entwicklung geben können, wenn es nicht zumindest einzelne Persönlichkeiten gegeben hätte, die gegen jede Art von Zwang trotzdem selbst gedacht haben.

Das Denken ergibt das Tun, das Tun ergibt die Fehler in der Praxis und dieses führt wieder zum Denken und somit bauen wir die Fähigkeit des Lernens aus, also Bildung. Der kleine Mönch konnte sich selbst nicht verstehen, wieso er bis zu diesem Zeitpunkt sich in diesem dunklen Raum befand. Aber jetzt wußte er auch, daß er seinem Meister durch Fragen das beibringen kann, was er selbst lernen und erfahren will.

Eine innere Energie trieb den kleinen Mönch an die Grenze zu Ungeduld, denn er konnte es kaum erwarten seinen Meister zu treffen. So versuchte er bis dahin um seine innere Spannung abzubauen, seine ersten selbstständigen Erkenntnisse in Form zu bringen, damit er seinem Meister mit wenigen Worten das Wesentliche mitteilen konnte.

Als es dann soweit war, sah ihm sein Meister bereits im Gesicht an, daß sich der kleine Mönch die Türe zum Licht geöffnet hat. Der Meister fragte: „Was ist für Dich das Wichtigste?“. Der kleine Mönch begann zu grübeln, worauf der Meister eine weitere Frage stellte. „Was denkst Du im Moment, was fällt Dir sogleich ein?“ „Nun“, antwortete der kleine Mönch, „der erste Gedanke war, Erkenntnisse zu erlangen.“ „So,“ fuhr der Meister fort, „Erkenntnisse zu erlangen war Dein erster Gedanke. Dann können wir weitermachen. Denn die Erkenntnisse ermöglichen uns zu leben.“ Der Meister sah seinen Schüler erwartungsvoll an. „Meister, Sie wollen damit sagen“, sprach der kleine Mönch, „daß Erkenntnisse uns zu Menschen macht?“ „Genauso ist es“, antwortete der Meister. Und er fuhr fort. „Du als Christ solltest es wissen, denn in Deinen heiligen Büchern steht schon geschrieben, wie es um die Erkenntnis bestellt ist. In der Schöpfungsgeschichte ist niedergeschrieben, welche Prinzipien Gott den Menschen gegeben hat.“ führte der Meister aus, „und jetzt erkläre mir Du, was Dir die Schöpfungsgeschichte sagt.“

Der kleine Mönch zählte nicht mit, wie oft er in diesem Augenblick tief durchatmete, es erschien ihm im Moment, als würde er gerade die Ewigkeit erforschen. Zudem kam noch, daß er sich den Inhalt der Bibel ins Gedächtnis rufen mußte. Also Altes Testament, Genesis. Zunächst kam ihm in Bruchstücken die Erinnerung an das Alte Testamen wieder ins Bewußtsein. Er brauchte eine Weile, bis er bei der Schöpfungsgeschichte war. So wurde ihm auch bewußt, daß sein Meister sicher nicht die biblische Erklärung der Entstehung der Welt meinte, sondern die Geschichte der Vertreibung der Menschen aus dem Paradies.

„Meister“, begann der kleine Mönch, „ich denke, Sie meinen die Geschichte von Adam und Eva und deren Sündenfall?“ „Genau das meine ich“, antwortete der Meister. „Erzähle mir diese Geschichte und erkläre mir, was Du dazu denkst“, ergänzte der Meister. Und der kleine Mönch begann zu erzählen, soweit er sich noch erinnern konnte. „Gott“, finge der kleine Mönch an, „gab Adam und Eva ein Paradies zu leben, in welchem sie sich keine Sorgen zu machen brauchten. Doch Gott stellte eine Bedingung. Er zeigte den Beiden zwei Bäume und sagte, daß sie alle Früchte des Paradieses essen dürften, nur die Früchte dieser beiden Bäume

nicht. Und der eine Baum war der Baum der Erkenntnis und trug Äpfel als Frucht. Dennoch pflückten sie eine Zeit später einen Apfel vom verbotenen Baum und aßen ihn.“ Der Meister hörte interessiert zu und nickte mit verschlossenen Augen in einer langsamen, jedoch gleichmäßigen Bewegung und lautlos. Der kleine Mönch fuhr fort. „In dieser Geschichte sehe ich folgendes,“ sagte er, „Gott gab den Menschen die absolute Freiheit. Denn Adam und Eva hatten die Möglichkeit zu wählen, also zu entscheiden. Ohne, daß sich hier Gott in irgendeiner Form eingemischt hat. Da sich Adam und Eva jedoch gegen das Vertrauen zu Gott entschieden haben, ist ihnen daher nur die Fähigkeit für Erkenntnisse geblieben, welche sie mit allen Konsequenzen auf den Weg des Lebens brachte. Durch den Verlust des Paradieses müssen wir Menschen daher permanent den Weg zurück suchen. Die absolute Freiheit der Entscheidung ist uns geblieben mit all’ den Konsequenzen. Denn wir machen daher Fehler, aus welchen wir lernen können und somit Erkenntnisse erlangen. Welche Entscheidungen wir auf Grund dieser Erkenntnisse treffen, kann uns Gott näher bringen oder entfernen. Ich weis es nicht.“

Als der kleine Mönch geendet hatte, war es sehr still um ihn und seinen Meister. So hörte der kleine Mönch in diese Stille seinen Meister tief atmen. Lange Zeit verharren Beide in dieser Stille, bis sich der Meister aufrichtete und seine Augen öffneten. „Das, was Du mir gesagt hast“, sprach er, „kommt im Ansatz und im Grundsatz meinem Glauben sehr nahe. Ich frage mich nur, warum ihr Christen nur so wenig daraus macht. Keine Institution kann für den einzelnen Menschen dessen Verantwortung und Verhalten bestimmen, sondern immer nur Richtungen weisen.“

Die Worte seines Meisters erstaunten den kleinen Mönch, besonders schon deswegen, weil er Recht hatte. Dem kleinen Mönch gingen so viele Gedanken durch den Kopf, die er nicht in eine Ordnung brachte, welche er im Moment brauchen würde. Er wußte sehr wohl, daß sein Meister nicht die Arbeit der christlichen Kirchen und Einrichtungen meinte, sondern das Verhältnis der Christen zur eigenen Glaubenslehre. Der Meister hatte also den wunden Punkt des kleinen Mönches getroffen. Dem Meister war also sein Problem nicht fremd, er mußte das Christentum besser kennen, als der kleine Mönch es sich vorstellte.

Daher zog sich der kleine Mönch zur Meditation zurück, vor allem wollte er für sich sein Verhältnis zum Christentum erforschen. Genaugenommen war es für den kleinen Mönch das erste Mal, daß er sich bewußt mit seinem eigenen Glauben befaßte. Bislang folgte er seinem Gefühl ohne konkrete und tiefgründige Gedanken dabei zu machen. Und war es nicht gerade seine eigene Intention sich hierher zu begeben, damit er eine Distanz findet, um in seine eigene Tradition zurückkehren zu können? Noch war es sein Gefühl, welches ihm sagte, daß er in diesem Moment am einzig richtigen Ort war. Wo sonst würde er all' jene Antworten auf seine Fragen finden, die er sowohl an sich selbst, wie auch an seinen eigenen Glauben hatte.

Und so, wie es im Moment im Kopf des kleinen Mönch zuging, war die Meditation für ihn die einzige Art wieder Ordnung in seinem Geist zu schaffen. Wie dringend es für ihn sein sollte, wird ihn später selbst überraschen. Im Augenblick konnte er es sich nicht vorstellen. Da das tobende Chaos in seinem Geist zu beenden war, schaltete er damit auch jedes Gefühl und jede Beziehung zu Zeit und Gegenwart aus. Keine Vergangenheit oder Gegenwart, auch keine Zukunft belastete ihn in diesem Moment. Nur sein Geist war anwesend, jener Geist, den er nun zu ordnen versuchte.

Im Mittelpunkt stand für den kleinen Mönch die Frage seines Meisters: „Warum macht ihr Christen aus dem Glauben so wenig?“. Noch hatte er einen gordischen Knoten zu entwirren, bevor er den Weg zur Antwort frei hatte. Aber die Lösung könnte er nur dann finden, wenn er die Frage durch andere Fragen Schritt für Schritt beantwortete. Also stellte er die erste Frage an sich selbst. „Warum bin ich eigentlich christ?“. Nein, der kleine Mönch hatte keine Angst vor den Fragen, vielmehr fürchtete er sich vor den Antworten. Trotzdem mußte er sich zwingen seine eigenen Fragen zu beantworten. Und so fing sein langes Nachdenken an.

Zunächst begann er damit seinen Geist frei von allen vorhandenen Gedanken zu machen. Bis diese Befreiung, diese Entleerung eingetreten ist, solange dachte er weder an Fragen, noch an Antworten. Seine Fragen kommen von selbst, sobald er bereit dafür sein wird. Und Zeit brauchte er nicht zu berücksichtigen. Daher bemerkte er auch nicht, wie die Tage vergingen, da er in eine derart intensive Meditation vertieft war, daß ihn nur sein Körper in regelmäßigen Abständen daran erinnerte, daß er die Grundlage für seinen Geist und seine Seele auch pflegen mußte.

Erst langsam und mit der Zeit begann in seinem Kopf sein Geist Ordnung und Klarheit zu schaffen. Und je heller es wurde, desto besser und einfacher konnte er sich auf seine Fragen konzentrieren. Durch die Meditation brauchte er nicht mehr nach den Antworten zu suchen, sie kommen ihm. Vielleicht hatte er nur deshalb Angst vor den Antworten, weil diese sich gegen sein eigenes Wissen, wie auch seine festen Ansichten richten könnten. Dennoch war er gewillt Alles an Ansichten wegzugeben, wenn es auch schwer fallen würde, aber dafür einen Schritt weiter zu kommen.

Es vergingen viele Tage und Nächte bis ihm unerklärlich bewußt wurde, daß die Frage, warum die Christen nur so wenig aus ihrem Glauben machten, von vielen weiteren Fragen abhing. Denn er konnte keine Einheitsantwort finden. Glaube hatte nach seinen so gewonnen Erkenntnissen genauso viele Ausdrucksformen, wie es Menschen gab. Also sind viele einzelne Faktoren zusammen die Antwort, die er suchte. Deshalb, so zog er seine Schlußfolgerung, machten die Christen nur so wenig aus ihrem Glauben.

Die Frage des Glaubens beschäftigte den kleinen Mönch immer mehr und stärker. Fast, wie ein Alptraum spuckte diese Frage in seinem Kopf. Deshalb beschloß er diese Frage intensiver zu be- und verarbeiten. So begann er systematisch an die Aufarbeitung heranzugehen. Sein Ziel, welches er sich vorgenommen hat, war, daß er zu einer allgemeingültigen Antwort käme. Das wurde daher bedeuten, daß er aus allen großen Religionen den gemeinsamen Nenner finden müßte. Obwohl er sich sicher war, daß es ihm nur sehr oberflächlich gelingen würde, der Versuch jedoch war es ihm sehr wohl wert. Schließlich hatte er seinen Meister, der ihm dabei zur Seite stehen kann.

Die naheliegendste Frage für ihn war bereits vorgegeben. Was ist für ihn selbst Glaube. Denn, wie soll er die Frage nach dem Glauben Anderen beantworten, wenn er sie für sich nicht beantworten kann. In diesem Disput mit sich selbst, stellte er fest, daß Glaube nichts mit den Menschen zu tun hat. Glaube bezieht sich auf Alles, was außerhalb des menschlichen Vermögens sich befindet. Glaube beginnt dort, wo das menschliche Denken nicht mehr hinkommt. Aber genauso hängt der Glaube untrennbar und unteilbar mit dem Vertrauen des Einzelnen zu dem Unfaßbaren zusammen. Das Unbegreifbare als Gegeben anzunehmen, das kann nur jemand, der glaubt und vertraut.

Denn seit es Menschen gibt, sind die Fragen, woher kommen wir, welchen Sinn macht unsere Existenz und wohin gehen wir, die Kernfragen unseres Denkens. Die philosophischen Antworten darauf ergeben keine allgemeingültigen Schlüsse, auch in der Summe aller unterschiedlichsten Antworten. Der Glaube alleine gibt nur Start und Ziel vor, die Wege dazwischen finden die Menschen in den philosophischen Antworten. Dabei trifft die Philosophie nicht mit der Logik auf die Antworten, sondern mit der Ethik, die in allen Religionen die Grundlage des Glaubens sind. Und Glaube und Ethik brauchen keine Logik.

Im Vergleich der Religionen, so stellte der kleine Mönch fest, sind die Unterschiede im Inhalt um ein Wesentliches geringer, als die Verpackung, also die sichtbaren Formen, Symbole und Rituale zeigen. Sicherlich sind im Inhalt erhebliche Unterschiede festzustellen, was einmal sich aus den Sprachen ableiten läßt, ein anderes mal sich auf die Bildung zurückführen läßt, da es die Menschen auch verstehen müßten, was ihnen gepredigt wurde. Doch der Kern der Religionen erklärt immer den Menschen die philosophischen Fragen. Nicht nach der philosophischen Strenge des Denkens, sondern nach der Ethik und der Antwort auf den Sinn des Lebens.

Dem kleinen Mönch drängten sich jedoch andere Fragen weit mehr auf, als die alten philosophischen Fragen. Seine Kernfrage ergab sich aus all' den Fragen bisher und welche Denksätze und Gedankenmodelle er auch immer durchdachte und nachvollzog. Alles endete in der Frage, wie lebt ein Mensch praktisch seinen Glauben. Denn alle Lehren sind für ihn in der Theorie völlig schlüssig, voller positiver Ideale und Werte. Aber die Theorie ist das Eine, das Leben jedoch Gegenteil, so, wie er es immer wieder feststellen mußte.

Also stellte sich der kleine Mönch die Frage, ist das Leben die Existenz oder ist die Existenz das Leben. Mit dieser Fragestellung begann in ihm sein Gehirn auf voller Leistung an zu arbeiten. Zunächst analysierte er beide Begriffe. Denn sind die Existenz und das Leben das Gleiche oder zwei gegensätzliche Begriffe? Oder hängen und ergänzen sich erst beide Begriffe, damit beide Begriffe sich mit Sinn erfüllen? Der kleine Mönch kommt langsam zu folgender Erkenntnis. Beide Begriffe sind für sich alleine in ihrem Sinn Gegensätze und werden erst zur Ergänzung, wenn beide Begriffe in Beziehung gestellt werden.

Leben braucht die Existenz, denn ohne Existenz ist kein Leben möglich. Jedoch braucht die Existenz kein Leben, denn die Existenz ist das Sein als solches und für sich. Die Existenz ist über dem Vorstellungsvermögen des Menschen. Denn die Existenz gilt für Alles, für das Wirkliche, wie für das Unwirkliche. Hatte nicht bereits der Dichter Shakespeare dies erkannt und in jenem berühmten Zitat formuliert: „Es gibt so viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir uns nicht vorstellen können!“ Aber weil wir uns so vieles nicht vorstellen können, wer kann mit absoluter Sicherheit sagen, daß Etwas nicht existiert?

Jedoch ist das Leben ausschließlich erst durch die Existenz möglich. Das Leben ist eine Form der Existenz und als solche in einer Vielfalt vorkommend. Die Existenz Leben in ihrer Gesamtheit auf dem Planeten Erde nennen wir Schöpfung. Aber diese ist wieder nur ein derart kleiner Teil der Schöpfung, welche wir nicht mehr erfassen können.

Der kleine Mönch merkte, wie er an seine eigenen Grenzen angekommen ist. Er erkannte jedenfalls, daß nicht der Mensch Schöpfer sein konnte und kann, weil irgendwer oder irgendwas der Ausgangspunkt für die Existenz sein muß. Diese Erklärung vom Beginn unserer Existenz nennen die Menschen Religion.

Eines Tages fühlte sich der kleine Mönch so richtig unwohl. Dabei war es nichts körperliches, aber auch nichts psychisches, was ihm sein Unbehagen bereitete. Sein Geist begann zu rebellieren. Immer mehr Gedanken und Fragen quälten ihn und je mehr er nach Antworten suchte, desto mehr Fragen ergaben sich. Er fühlte sich, wie in einer Zentrifuge, auf einen Stuhl gepreßt und bewegungsunfähig. Sein Gefühl sagte ihm, daß er da nicht mehr heraus kommen würde, sein Verstand dagegen, daß er nur nach dem Schlüssel für die Türe suchen müßte, die ihn auf den richtigen Weg bringt.

Auch wenn sich hier wieder eine neue Frage ergeben hat, so hätte er zumindest die richtige Frage im Kopf. Was ist der richtige Schlüssel für die richtige Türe? Wie sollte er nun diesen Schlüssel und die Türe finden? Und diese Frage stellte er seinem Meister. Als dieser nun die Frage des kleinen Mönchs vernahm, mußte er milde lächeln. Denn der kleine Mönch machte in seiner Verzweiflung ein Gesicht, als wäre das Leben in ihm fluchtartig gewichen. Dann sagte der Meister zu ihm: „Wo würdest Du einen Baum verstecken?“. „Wenn niemand einen Baum finden soll, dann in einem Wald“, antwortete der kleine Mönch. „Und in welchem Wald?“ fragte der Meister weiter. „Das kommt auf den Baum an“, sagte etwas unsicher und zögerlich der kleine Mönch. „Richtig. Du wirst kein Nadelbaum zwischen Laubbäumen verstecken, weil der Nadelbaum auffallen würde. Also versteckst Du Deinen Baum zwischen Gleichen“, sprach der Meister. „Das verstehe ich schon“, antwortete der kleine Mönch, „aber wie hängt dies mit meiner Frage zusammen?“

Der Meister sah ihn an und sagte: „Wieso verstehst Du, wie Du einen Baum sicher unter Bäumen verstecken kannst?“. Und der kleine Mönch antwortete: „Weil es einfach das sicherste Versteck wäre.“ „Du sagst es“, entgegnete der Meister, „das Einfachste.“ Beide verharren in Schweigen, bis nach einer Zeit der kleine Mönch sich zum Meister wandte und sprach: „Ich soll, wenn ich es richtig verstanden habe, nach dem Einfachsten suchen, also dem Wesentlichen?“ Und der Meister lächelte wieder und nickte. Dabei sagte er zum kleinen Mönch nur: „Richtig!“

An diesem Tag lag irgendetwas in der Luft. Sein Meister wirkte heute anders als sonst. Aufgekratzt, quirlig, einfach schwer zu beschreiben. Entweder es war ein besonderer Tag oder es hatte Etwas seinen Meister aus seiner Ruhe gebracht. Noch nie bisher verspürte der kleine Mönch diese Spannung beim Meister.

So übertrug sich diese Spannung auf den kleinen Mönch und er wurde dadurch plötzlich unsicher. Ihm fehlte die Sicherheit durch die innere Ruhe seines Meisters. Er verspürte eine innere Hemmung den Meister danach zu fragen, was ihn bewegte, ihn so unruhig werden ließ.

Nach einer inneren Abwägung zwischen seinem eigenen Zweifel über das Recht seinen Meister zu fragen und der Sorge um seinen Meister, überwand sich der kleine Mönch doch die Frage zu stellen, die in ihm selbst zur Unruhe führte.

Daher trat der kleine Mönch vor seinen Meister, der zwar nach außen in gewohnter Ruhe erschien, jedoch in ihm ein Kampf zu toben schien, welcher nur zu spüren war, solange das Feingefühl vorhanden ist.

„Meister“, sprach der kleine Mönch, „ich verspüre eine Unruhe, die ich von Ihnen nicht gewohnt bin. Darf ich fragen, was los ist?“ Der Meister sah den kleinen Mönch an und sagte: „Wieso hast Du gemerkt, daß ich aufgewühlt bin? Wir Mönche lernen durch Meditation unsere Gefühle nicht anmerken zu lassen. Aber Du hast Recht, ich bin in mir unruhig. Also, was willst Du fragen?“ „Was Meister“, fragte der kleine Mönch, „kann Sie so aus der Ruhe bringen?“ „Sehr, sehr Vieles“, kam prompt die Antwort, „vor allem, wenn ich keine Antworten finden kann.“ „Dann wird es sich sicherlich um ein Problem handeln, welches nicht mit Ihrer Religion zu tun hat?“ fragte der kleine Mönch weiter.

Der Meister atmete tief durch und blickte dabei in den Horizont und schwieg eine Weile, die dem kleinen Mönch fast als eine Ewigkeit dauerte. Dann sprach der Meister: „Meditiere über Friede und Freiheit und sag’ mir dann, was wichtiger ist!“ Der kleine Mönch wollte gerade eine Antwort geben, als er den Blick seines Meisters sah und er sofort wußte, daß dieses Thema mehr als nur Worte sein werden. Also blieb er stumm, verneigte sich und zog sich zurück.

Der kleine Mönch dachte zunächst, wie einfach der Meister im Denken sein mußte. Das Thema Friede und Freiheit wäre doch schnell abgehandelt und erledigt. Wieso sollte er Zeit damit vergeuden über ein Thema zu meditieren, daß doch Allen bewußt und verständlich ist. Aber wenn sein Meister es sagt, dann sollte er dies schon aus Hochachtung und Respekt seinem Meister gegenüber tun. Also zog er sich zurück und begann zu meditieren.

Friede und Freiheit sind doch Selbstverständlichkeiten, warum sollte er darüber meditieren? Es muß doch mehr dahinter sein, wenn sein Meister dies von ihm verlangt. Also fragte sich der kleine Mönch, was bedeutet für ihn selbst Friede und Freiheit. Denn er mußte sich selbst eingestehen, daß er sich noch nie richtig Gedanken darüber gemacht hatte. Was wird ihm dazu in den Sinn kommen? Und bald schon erkannte der kleine Mönch, daß dieses Thema viel zu einfach erschien. So zog er den Schluß, daß das Einfachste die größte Vielfalt ergeben kann.

Sein Geist ordnete Alles, was zum Thema Frieden und Freiheit gespeichert war. Mehr noch, sein Geist begann Alles zu beleuchten, von allen möglichen Standpunkten aus. Und so ergaben sich für den kleinen Mönch völlig neue Aspekte, die er bewußt nie wahrgenommen hatte.

Beim Begriff Frieden fiel ihm auf, daß dies sehr eng mit Zufriedenheit zusammenhängt, auch wenn die Wirklichkeit völlig anders aussieht. Er erkannte, daß die Begriffe, obwohl sie zusammengehören, in der Wirklichkeit getrennt angewandt werden. So stellt sich die Frage nach dem Warum. Aber auch viele andere Fragen dazu fingen ihn an zu beschäftigen. Denn er fragte sich, wenn Frieden und Zufriedenheit zusammengehören, dann muß die Grundlage für Frieden die Zufriedenheit sein. Und Zufriedenheit ist damit gleichzusetzen mit Bescheidenheit, Mäßigung, Verzicht. Also mit Tugenden der Mönche.

Und wie ein Gespinnst zogen seine Gedanken ein Netz weiterer Gedanken nach sich. Daher schloß er, daß der Weg zum Frieden nur dann zu gehen sein konnte, wenn er ohne Neid, Gier und andere Begierden gegenüber seinen Mitmenschen diesen begegnete. Bedürfnislosigkeit um reich beschenkt zu werden, so folgerte er, würde jedoch bedeuten, daß damit alle Zwänge der menschlichen Vorstellungen gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Interessen und Formen der Freiheit geopfert werden müßten.

Somit kann Freiheit als solche nur dann existieren, wenn die Zufriedenheit jeden Einzelnen leben und gewährt läßt. Genauso, wie die Freiheit damit untrennbar und unteilbar mit dem Individuum verbunden ist, ist die Zufriedenheit nur dann möglich, wenn das Individuum niemals mehr will, als es selbst aus eigener Kraft machen kann.

Erst daraus können sich alle möglichen Formen des menschlichen Miteinanders entwickeln, da die Summe der überwiegenden Mehrheit auch erst dann ohne irgend einen Zwang, also Fremdinteressen, sich frei entscheiden wird können.

So zog der kleine Mönch als Fazit, daß Friede und Freiheit immer nur miteinander und niemals ohne einander existieren können. Daher dachte er sich, müßten alle vorhandenen Formen der menschlichen Zustände untersucht und geprüft werden.

Als der kleine Mönch seinen Meister fragte, was Glück sei, sagte der Meister: „Geh’ und suche das Glück! Und wenn Du es gefunden hast, komme zurück und zeige es mir!“

Und so ging der kleine Mönch von dannen. Tagelang wanderte er durch die Lande und meditierte, bat um milde Gaben, so wie es Tradition war und ist.

Eines Tages traf der kleine Mönch ein kleines Kind, während er bei seinem kargen Essen saß. Das kleine Kind setzte sich wortlos dem kleinen Mönch gegenüber und sah ihm zu.

Mit großen runden traurigen Augen schaute das kleine Kind dem kleinen Mönch beim Essen zu. Die Blicke des kleinen Kindes trafen den kleinen Mönch wie abgeschossene Pfeile.

Der kleine Mönch wollte sich gerade an seine letzte Schale Reis heranmachen. Doch die Blicke des kleinen Kindes vertrieben ihm den Hunger und so nahm er die Schale Reis und reichte sie seinem stillen Gegenüber.

Das kleine Kind nahm die Schale Reis und die Augen begannen zu strahlen, wie es der kleine Mönch bisher in seinem Leben bei keinem Menschen je erlebt hat.

Jetzt hatte der kleine Mönch die Antwort gefunden, nach deren Suche ihn sein Meister geschickt hat. Glück ist eine Schale Reis!

Dem kleinen Mönch war jetzt bewußt, was Glück bedeutet. Aber es gab noch viele Begriffe, mit denen der kleine Mönch seine Probleme hatte. So fragte er seinen Meister, was denn Liebe sei.

Der Meister sah ihn an und dachte lange nach, denn selbst er, der Meister hatte mit dem Begriff Liebe seine Probleme. Nicht, weil er Liebe nicht begriffen hätte, nein, wie sollte er nur diesen Begriff erklären? Gerade Liebe ist fast genauso schwer bis unmöglich zu erklären, wie für seinen Schüler es unmöglich sein wird, Gott zu erklären. Er tat sich da viel leichter, denn er hatte das Nirwana, die Erleuchtung, die er anstrebt und daher braucht er Gott nicht zu erklären. Aber Liebe?

Der kleine Mönch wurde schon ein bißchen nervös, weil sein Meister nichts sagte. Aber, so dachte sich der kleine Mönch, sein Meister hatte ihn entweder nicht verstanden oder er suchte nur nach den passenden Worten. Da sah der kleine Mönch, wie sein Meister sich zu ihm wandte und sprach: „Geh’ nochmals hinaus und suche die Liebe! Und wenn Du glaubst die Liebe gefunden zu haben, dann komme zurück und zeige mir sie!“

Erstaunt sah der kleine Mönch seinen Meister an und verneigte, drehte sich um und ging. Der Meister wird schon wissen, was er tut und von mit verlangt, dachte sich der kleine Mönch.

Und wieder ging er aus dem Kloster in Richtung der nahegelegenen Ortschaft. Er sah sich um, so als wollte er die Liebe, wie eine Ware suchen, nach der er verlangte. Die Liebe suchen, nur wie solle er das, vor allem sie finden, wenn er selbst nicht weis, was sie ist.

Tagelang zog so der kleine Mönch durch die Gegend, meditierte und bat um milde Gaben, wie schon das letzte Mal, als er das Glück suchte.

Doch eines Tages sah der kleine Mönch, wie ein alter Mann ein Kind trug und in Richtung der nächsten Ortschaft ging. Der alte Mann ging tief gebückt mit dem Kind auf dem Rücken und der kleine Mönch sah, daß es dem alten Mann sehr schwer fiel das Kind zu tragen. So ging er zu ihm hin und deutete auf das Kind, so, daß der alte Mann auch verstand, der kleine Mönch wolle das Kind tragen. Und der alte Mann nickt freundlich lächelnd und übergab dem kleinen Mönch das Kind.

Erleichtert richtete sich der alte Mann etwas auf und ging schon schneller mit dem kleinen Mönch und dem Kind in die nächste Ortschaft, wo ein Arzt war. Dort angekommen schüttelte und küßte der alte Mann dem kleinen Mönch die Hände, als wäre der kleine Mönch ein Heiliger.

Das Tragen des Kindes strengte jedoch den kleinen Mönch derart an, daß dieser beschloß irgendwo eine Ruhepause zu machen. Dabei schlief er jedoch ein, bis ein Schütteln ihn weckte. Eine Krankenschwester, die bei diesem Arzt arbeitete, weckte ihn auf und sprach ihn an: „Wenn sie nicht das Kind getragen hätten, dem Großvater wäre es auf dem Rücken gestorben. Ich soll mich bei ihnen nochmals dafür bedanken für ihre Hilfe.“ „Wie haben sie mich gefunden?“ fragte der kleine Mönch erstaunt. „Das war ganz einfach. Sie wurden gesehen, wie sie mit dem Kind auf dem Rücken und dem alten Mann zu uns gekommen sind und gleich wieder gegangen. Ich brauchte nur zu fragen wohin sie gegangen sind. Da sie schon müde aussahen, konnte ich mir denken, daß sie irgendwo eine Ruhepause machen werden. Und so habe ich sie gefunden.“

Schon aus Neugierde fragte der kleine Mönch die Krankenschwester: „Wie geht es dem Kind?“ „Es wird wieder gesund werden“, antwortete die Krankenschwester lächelnd und ging zurück. Beim kleinen Mönch blieb jedoch ein zufriedenes Gefühl zurück.

Und ohne sein zutun kam in ihm eine Frage vor sein geistiges Auge, warum hatte er dem Kind und seinem Großvater eigentlich geholfen? War das Liebe? Wahrscheinlich wird er es nie erfahren. Aber war es dem kleinen Mönch wirklich wichtiger zu wissen, was Liebe ist oder die Tatsache, daß er einem kranken Kind geholfen hatte? Sein zufriedenes Gefühl genügte ihm.

Nachdem der kleine Mönch nach einigen Tagen ins Kloster zurückkehrte und seinem Meister von seinen Erlebnissen berichtete, fragte der Meister am Ende des Berichtes, was er nun glaube, was Liebe sei. Der kleine Mönch mußte nun zugeben, daß er genau sowenig weis, wie vorher. Der Mönch sah seinen Schüler milde lächelnd an und sprach: „Du suchst die Liebe, aber Du wirst sie so nie finden. Denn die Liebe ist so vielfältig, wie die Menschen und noch vielfältiger als es Menschen gibt. Es gibt nicht eine Liebe, es ist nur die Liebe als solche vorhanden. Sprechen nicht gerade die Christen davon, daß Gott die Liebe ist?“ Dabei mußte der kleine Mönch zustimmend nicken.

Der Meister sprach weiter: „Ich kann dir auch nicht sagen, was Liebe ist, weil sie so umfangend ist. Ich kann dir nur sagen, daß du eine Form der Liebe bewiesen hast, als du das kleine Kind dem alten Mann abgenommen und getragen hast. Aber das ist nur ein kleines Teilchen der Liebe. Du wirst dein ganzes restliches Leben suchen müssen. Ob du dann die Liebe finden wirst, ich kann es dir nicht sagen. Doch denke immer daran, wenn du keinen Schaden Anderen zufügst, Anderen hilfst, wenn sie Hilfe brauchen, dann bist du zumindest auf dem Weg zur Liebe.“

Nachdenklich verneigte sich der kleine Mönch vor seinem Meister und zog sich in seine Zelle zurück. Es werden ihm noch viele Gedanken dazu Kopfzerbrechen bereiten, das fühlte er.

Einige Tage später traf der kleine Mönch seinen Meister zum üblichen Gespräch. Obwohl den kleinen Mönch nichts mehr verwundern konnte, was seinen Meister betrifft, war er dennoch nicht darauf gefaßt, daß sein Meister ihn ansprach und fragte: „Du hast doch noch eine Frage, die die Frage nach der Liebe ergänzt!“ „Ja, Meister“, antwortete der kleine Mönch und wollte schon die Frage stellen, als der Meister ihn unterbrach. „Die Frage wird wohl lauten, was ist Hoffnung oder irre ich mich?“

„Nein, Meister,“ sagte der kleine Mönch, „das wäre die nächste Frage gewesen.“ Und so fragte der kleine Mönch: „Soll ich wieder für eine Zeit in die Umgebung gehen?“ „Nein“, erwiderte der Meister, „Die Hoffnung kannst du nicht finden, weil sie von anderen Dingen abhängt, als von menschlichen Beziehungen und Verhalten. Über die Hoffnung kannst du nur nachdenken.“ So einfach hätte es sich der kleine Mönch nicht gedacht. Nur nachdenken? Aber das macht er schon die ganze Zeit, die er hier im Kloster verbrachte und verbringt. Aber der Meister hatte bisher immer recht gehabt und so ging der kleine Mönch schweigend in seine Zelle zurück.

In der Zelle stellte sich der kleine Mönch die Frage, warum soll ich über die Hoffnung nachdenken? Aber da kamen in ihm sehr wirre Gedanken hoch, mit denen er im Augenblick nichts anfangen konnte. Wieso, kam es ihm in den Kopf, soll ich über die Hoffnung nachdenken, wenn ich schon das Glück auf der Straße gefunden habe, ich müßte doch genauso auf die Hoffnung treffen? Und von welchen anderen Dingen hängt die Hoffnung ab? Seine Gedanken konnte der kleine Mönch kaum zusammenhalten, weil plötzlich so viele auf einmal ihm in den Sinn gekommen sind.

So begann der kleine Mönch seine Gedanken zu ordnen. Er versuchte ein System in seinem Kopf einzurichten, damit er dann auf ein logisches Vorgehen käme. Dazu mußte er sich nur die richtigen Fragen stellen und beantworten. Und wenn er schon über die Hoffnung nachdenken soll, so dachte er sich, dann fing er mit dem an, über das er nachdenken soll, der Hoffnung. Was also ist die Hoffnung? Da fiel ihm ein, daß es eine Weisheit auch in seiner Kultur gab, die besagt, daß die Hoffnung als letztes stirbt.

Wenn nun die Hoffnung als letztes stirbt, dann kann es nur eine Erwartung sein, so folgerte der kleine Mönch, eine Erwartung eines Zieles, welches er, wie jeder andere Mensch sich stellt. Aber Erwartungen sind immer in der Zukunft, denn von etwas Geschehenem kann man

schließlich nichts erwarten, da kann man nur die Konsequenzen, also etwas Reales, ziehen, aber Erwartungen kommen erst. Und sind Erwartungen nicht auch Vorstellungen, Utopien und Phantasien, weil doch erwarten kann man Alles, ob diese Erwartungen jedoch erfüllt werden ist etwas völlig Anderes?

Was zu erwarten ist, muß jedoch auf Etwas beruhen, daß bekannt ist? Oder läge er hier wieder einmal falsch? Denn es bleibt doch dem Menschen unbekannt, was auf ihn zukommt, wie kann der Mensch dann Etwas erwarten? An Etwas glauben kann der Mensch doch? Daher ist, so sah es der kleine Mönch, wenn er hoffte, dann glaubte er an Etwas, was kommen wird. Die Schlußfolgerung, die der kleine Mönch daraus zog war, daß die Hoffnung auch Glaube ist oder vielleicht ist auch Beides das Gleiche? Er glaubte an Gott, aber warum soll er dann auf Gott hoffen? Oder umgekehrt, hoffte er auf Gott, warum braucht er dann an Gott zu glauben? Es kann dann Hoffnung und Glaube nicht das Gleiche sein.

Denn, so folgte er seinen eigenen Gedanken, Gott kann er nur erahnen und in dessen Werken erkennen, aber sich nicht vorstellen. Und wenn er eine Hoffnung hat, dann doch immer nur deswegen, weil er aus der Vergangenheit seine Schlüsse ziehen konnte und durch sein Verhalten und sein Tun zu hoffen, daß das Ergebnis daraus so sein wird, wie er es sich dachte. Aber was er selbst sich ausrechnen konnte, an das brauchte er nicht zu glauben, sondern nur zu hoffen, daß es so wird, wie er es wollte. Im Gegensatz dazu glaubte er an Gott, den er nicht beweisen, wie auch nicht nicht beweisen konnte, weil Gott das ist, was die Menschen niemals erfassen werden können. Und trotzdem nur durch Gott können wir Alle und alles Sonstige existieren.

Aber, so trieben ihn seine Gedanken weiter, kann er nur darauf hoffen, daß Gott doch in die Welt sich einmischt und das Fehlverhalten der Menschen sanft korrigiert. Schließlich ist es das Eigentum Gottes, das der Mensch systematisch zerstört. Aber glaubt er nun daran, daß Gott dies tut oder hofft er nur darauf? Wenn er also an Gott glaubt, dann kann er nur hoffen, daß Gott ihn erhört, wenn er betet, doch umgekehrt, wenn er auf Gott hofft, dann erwartet er doch Etwas von Gott? So ist aber doch ein Unterschied zwischen Glauben und Hoffnung. Er stellte fest, daß er beim hoffen immer auf Etwas reales aufbaute und beim Glauben Etwas reales voraussetzte, auch wenn dieses Reale nicht faßbar ist, sich dem menschlichen Verständnis entzieht.

Doch die sicherste Erkenntnis, die dem kleinen Mönch durch sein Nachdenken gekommen ist, ist, daß der Glaube die Hoffnung erst mit einem Sinn erfüllt, aber die Hoffnung immer auch eine Form oder eine Art des Glaubens ist. Hoffnung und Glaube, sind wie zwei Pole, Plus und Minus, Maximum und Minimum, Tag und Nacht, Oben und Unten, Links und Rechts, Vorne und Hinten und so weiter. Das Eine geht nicht ohne das Andere. Es sagt aber Nichts darüber aus, was stärker und was schwächer ist. Deshalb schloß der kleine Mönch, daß der Glaube der stärkere Pol und die Hoffnung der Schwächere ist. Denn das Böse als solches kann dann auch nur von Gott selbst kommen, ob Gott dies geschaffen hat oder nur zuläßt, solange sich jedoch die Religionen, besonders die monotheistischen Religionen, das Böse sich zu eigen machen und damit die Menschen für menschliche Ziele mißbrauchen, können die Menschen nur hoffen, daß sich Etwas ändern wird. Aber zu glauben, daß das Böse der Gegenpol Gottes ist, würden die monotheistischen Religionen als falsch und als Lügner beweisen.

Alles kann doch nur von einem Ursprung ausgehen, auch dann oder besonders deswegen, weil die Monotheisten von einem Gott, einem Ursprung ihren Sinn und ihr Ziel herleiten, weil sie diesen Gott als den Schöpfer von Allem betrachten. Daher kann das Böse niemals der schwächere Gegenschöpfer sein. Das Böse entsteht durch den Menschen selbst, weil der Schöpfer es den Menschen überläßt, wie sie sich entscheiden und was sie tun. Das Böse ist im Menschen selbst und beweist sich durch sein Verhalten, weil der Schöpfer dem Menschen die absolute Freiheit läßt. Das Böse ist der Mensch, weil er sich anmaßt im Namen des Schöpfers zu reden und zu handeln ohne zu wissen, was der Schöpfer denkt und will.

Aber, so schoß es dem kleinen Mönch in den Kopf, wenn der Mensch schon selbst das Böse sein soll und er dennoch die absolute Freiheit hat zu entscheiden, er also nicht gezwungen ist sich dem Bösen zu unterwerfen, dann braucht der Mensch das Vertrauen als Hilfe oder gar als weitere Grundlage. Wie sonst sollte er entscheiden können? Ist daher das Vertrauen nicht auch ein Teil des Glaubens? Ein Teil, der die Hoffnung ergänzt, den Glauben erst auf einen Sockel stellt, damit der Glaube selbst nicht in sich zusammenbricht? Glaube – Hoffnung – Vertrauen, eine Kombination, welche sich erst im Zusammenwirken auf den Menschen so auswirkt, daß der Mensch zu seiner Spiritualität findet?

Zumindest in der Logik sah der kleine Mönch dies als jenen Weg, der eine Allgemeingültigkeit hatte, die für alle Menschen gelten müßte. Es besagt ja nicht, was der Mensch glaubt, welche Hoffnung in was und sein Vertrauen worin setzt. Denn, wenn er hofft, dann kann er

dies doch nur dann, wenn er auch das Vertrauen darin hat, wie auch daran glaubt, daß die Hoffnung und das Vertrauen erfüllt werden. Aber, das wußte der kleine Mönch, diese drei Begriffe waren nur die Verpackung, das Gerüst dafür, daß der Inhalt den die Menschen als Spiritualität, als Religion bezeichnen, einen Halt haben.

Die Verwendung dieser drei Begriffe ist eine andere Sache. Hatte nicht die Geschichte der Menschheit gezeigt, wie aus diesen Begriffen die Untaten, die sich die Menschen gegenseitig zugefügt haben, gerechtfertigt wurden und bis heute werden? Was, so fragte sich der kleine Mönch, haben wir Menschen aus der Erkenntnis- und Lernfähigkeit eigentlich gemacht? Haben wir wirklich aus den Erkenntnissen auch gelernt? Und ich selbst, so stellte er sich die Frage, habe ich mich geändert? Und seine Schlußfolgerung aus den eigenen Gedanken war, daß er zu der Erkenntnis gekommen ist, daß er sich zuerst selbst ändern wird müssen, wenn er an sich den Anspruch erhebt, die Welt zu ändern.

Der Tag begann, wie sich der kleine Mönch sich vorstellte, daß ein Urlaubstag beginnen müßte, klarer Himmel, die Sonne ging auf, wie in den Kitschromanen zu Hause beschrieben wird, einfach grandios. Und genau an diesem Tag, der das Leben so lebenswert macht, rief der Meister den kleinen Mönch zu sich. Wahrscheinlich eine neue Unterweisung, dachte sich der kleine Mönch. Und so ging er bedächtig, wie er es in seiner Zeit bisher gelernt hatte, zu seinem Meister. Schließlich kam er hierher, damit er seinen Weg für sein Leben finden würde, den er zu Hause nicht finden konnte.

Als der kleine Mönch seinen Meister erreichte und er mit erwartungsvollem Blick zum Meister blickte, sah der kleine Mönch seinen Meister mit einem Ausdruck im Gesicht, den der kleine Mönch zu einem unguuten Gefühl brachte. Schüchtern fragte er: „Meister, geht es ihnen nicht gut, sie sehen so ernst aus? Habe ich etwas getan, was falsch war?“ Der Meister sah dem kleinen Mönch in die Augen und antwortete: „Nein, es geht mir gut und du hast auch Nichts falsch gemacht. Ich denke nur über eine Frage nach, die zu beantworten ich Deine Meinung hören möchte.“

Es muß dem Meister aufgefallen sein, welcher verwundertes Gesicht der kleine Mönch machte, als er die Worte seines Meisters vernahm. Denn ausgerechnet er sollte seinem Meister bei der Suche nach einer Antwort helfen, er, der hierher kam, damit ihm geholfen wird seinen Weg zu finden. Auch wenn er bisher gelernt hatte seine Gefühle zu beherrschen und in seinem Gesichtsausdruck nichts anmerken zu lassen, so war dies für den kleinen Mönch dennoch eine Überraschung, mit der er nicht gerechnet hatte.

„Aber Meister, wie kann ich denn ihnen helfen eine Antwort zu finden, wenn ich selbst auf der Suche bin?“, fragte der kleine Mönch seinen Meister. Und er fuhr fort: „Wenn Sie schon keine Antwort haben oder finden können, wie soll dann erst ich dabei mitwirken?“. Es dürften den Meister nicht überrascht haben, was ihm sein Schüler fragte. So sah er zum Himmel hinauf in die Sonne mit geschlossenen Augen und atmete tief ein. „Was hältst Du von diesem Tag?“, fragte der Meister. Der kleine Mönch schloß ebenfalls seine Augen und richtete sein Gesicht gegen den Himmel. „Ein Tag, von dem bei mir zu Hause die Menschen träumen, so stellen sie sich das Paradies vor“, antwortete der kleine Mönch. Und er setzte eine Frage dazu. „Warum stellen Sie diese Frage an mich, Sie wissen doch, daß deswegen die Menschen hierher auf Urlaub kommen, damit sie ein Gefühl vom Paradies sich vorstellen können.“

„Das weis ich“, sagte der Meister, „aber Du bist doch Christ und hast Deine eigene Vorstellung vom Paradies.“ Der kleine Mönch war verwirrt, was meint der Meister an einem solch’ herrlichen Tag damit, es sind so düstere Gedanken, ging es ihm durch den Kopf.

Der Meister merkte, daß dem kleinen Mönch sein Geist verwirrt wurde mit seiner Frage, aber er ließ dem kleinen Mönch Zeit seine Fragen zu stellen. Denn Zeit hat für den Meister keine Bedeutung. Nach einer längeren Pause faßte sich der kleine Mönch und stellte seinem Meister die brennende Frage, warum er ihn nach seinen Vorstellungen vom Paradies frage. Wahrscheinlich wartete der Meister darauf, daß ihm der kleine Mönch diese Frage stellt. Denn er antwortete: „Du weist ja, daß ich Buddhist bin und du bist doch hierher gekommen, damit Du Deinen Weg findest, ohne Deinen Glauben zu ändern.“ „Ja“, antwortete der kleine Mönch. „Ich will lernen mit meinem Glauben umgehen zu können und Antworten finden, die ich nicht bekomme.“ „Nun“, sagte der Meister, „dann sage mir, welche Vorstellungen Du von Deinem Paradies hast!“ „ich kann mir nur das vorstellen, was meine Phantasie mir gibt“, entgegnete der kleine Mönch, „und ich verstehe Ihre Frage nicht.“ „Sieh’ mal“, sagte der Meister, „wir Buddhisten glauben an die Wiedergeburt.“ „Das weis ich“, meinte der kleine Mönch, „bei uns Christen, so denke ich, ist es ähnlich, nur nicht in der Form, wie Sie im Buddhismus. Bei uns heißt es, kommen wir in ein anderes Reich durch die Gnade Gottes.“ „Richtig“, erwiderte der Meister. „Und was bedeutet dies für Dich?“ fragte er den kleinen Mönch. Der kleine Mönch kam ins grübeln, denn was sollte er jetzt antworten.

„Hast du die Frage verstanden?“, fragte der Meister. „Verstanden schon“, antwortete der kleine Mönch, „nur kann ich diese Frage nicht beantworten, weil es soviel Antworten darauf gibt.“ „Ich frage anders“, sagte der Meister. „Hast du Angst vor dem Tod?“ Erschrocken sah der kleine Mönch seinen Meister an. Doch er faßte sich und versuchte eine ehrliche Antwort zu geben. „Ich weis nicht so recht“, meinte der kleine Mönch, „unheimlich ist mir der Gedanke schon, doch ich denke, es ist weniger der Tod, vor dem ich Angst habe, sondern wie ich sterben werde.“ „Interessant“, hörte der kleine Mönch seinen Meister sprechen, „die Antwort. Aber dennoch fehlt mir ein Gedanke, der dazu gehört!“ „Und welchen Gedanken meinen Sie Meister?“, fragte der kleine Mönch. „Laß dir Zeit, Du wirst selbst drauf kommen und dann kommst du zu mir.“ Mit diesen Worten drehte sich der Meister um und ging.

Einige Tage später schreckte der kleine Mönch in seiner Zelle von seinem Bett auf. Er hatte einen Traum, an den er sich, sobald er wach war nicht mehr erinnern konnte. Warum träumen die Menschen eigentlich und dann so schreckliche Dinge, die einem aus dem Schlaf reißen, dachte er sich. Für irgendetwas muß doch ein Traum gut sein oder hatte er doch irgendetwas Falsches getan? Jedenfalls war er an diesem Tag nicht sehr gut beisammen. Denn es merkte sogar sein Meister, daß mit ihm Etwas nicht stimmte. Aber der Meister sprach den kleinen Mönch nicht an, dieser sollte selbst zu ihm kommen.

Während dem kleinen Mönch sein Traum, an den er sich nicht erinnern kann immer noch zu schaffen machte, begegnete er seinem Meister. Da bemühte er sich seine ganze Selbstbeherrschung zusammenzunehmen und den Meister anzusprechen. „Meister, “ begann der kleine Mönch seine Frage, „ich bin heute aus dem Schlaf gerissen worden durch einen Traum. Irgendetwas stimmt nicht mit mir. Wieso träumen Menschen eigentlich?“ „Warum Menschen träumen, “ begann der Meister seine Antwort, „kann ich Dir nicht sagen, doch wenn du die Frage anders, richtig stellst, kann ich Dir vielleicht eine Antwort geben!“ „Anders die Frage stellen“, sprach erstaunt der kleine Mönch, „wie soll ich sonst fragen, wenn nicht nach den Gründen des Träumens?“ „Es gibt aber noch eine andere Art von Gründen!“ erwiderte der Meister.

Eine andere Art von Gründen, der kleine Mönch war völlig verwirrt. Das Warum ist doch die direkteste Frage nach den Gründen, dachte sich der kleine Mönch. Und während er nach den anderen Gründen im Geiste suchte, formulierte sein Geist die Frage anders. Welchen Sinn machen Träume. Der kleine Mönch versuchte seine Frage neu zu formulieren, wie es ihm im Kopf ergangen war. „Welchen Sinn machen Träume?“ fragte der kleine Mönch erneut seinen Meister. „Ich merke, Du hast Dein Hirn trainiert!“ reagierte der Meister auf diese neue Frage. „Denn das Warum ist eine naturwissenschaftliche Frage, die Frage jedoch nach dem Sinn ist eine geisteswissenschaftliche Frage!“ klärte der Meister den kleinen Mönch auf. „Der Sinn ist wichtiger, als die wissenschaftliche Antwort! Merke dir dies immer und bei Allem!“

„Gut, die Frage nach dem Sinn verstehe ich noch, “ sagte der kleine Mönch, „doch warum soll ich nach dem Sinn fragen, wenn es nachvollziehbare Erklärungen gibt?“ „Alles, was wir Menschen mit der Erkenntnis und dem Wissen erklären können, ist das Eine“, führte der Meister weiter aus. „Das Andere ist die Frage nach dem Sinn, der uns mehr beschäftigen sollte, als das Warum Etwas wie und so funktioniert. Nur der Sinn selbst macht für den

Menschen Sinn! Kannst Du das verstehen?“ fragte der Meister seinen kleinen Mönch. Dieser holte zunächst einmal tief Luft, denn jetzt war er irgendwie am Ende seiner Fähigkeiten, zumindest dachte er es im Moment. „Darf ich darüber nachdenken, bevor ich Ihnen eine Antwort gebe?“ fragte der kleine Mönch seinen Meister. „Ich muß zuerst einmal die Frage im Ganzen verstehen und ordnen.“ „Sobald Du eine Antwort hast, kommst Du zu mir“, entgegnete der Meister. Der Meister war sich sicher, daß es nicht sehr lange dauern würde, bis er eine Antwort bekommen wird.

Und so war es auch. Den kleinen Mönch beschäftigte diese Frage die ganze Nacht, denn er meditierte so intensiv in sich versunken, daß er erst zu sich kam, als die Sonne in direkt ins Gesicht strahlte und so aus der Meditation zurückholte. Doch es lohnte sich diese Nacht für den kleinen Mönch. Er hatte eine Antwort für seinen Meister gefunden. Und so fieberte er der Begegnung entgegen. Der Meister begann zu lächeln, als er den kleinen Mönch strahlen sah. Der Meister hatte Recht, es dauerte nicht lange beim kleinen Mönch. „Es scheint so,“ begrüßte ungewohnt der Meister seinen Schüler zuerst, „daß Du eine Antwort für mich hast!“ „So ist es Meister“, rief der kleine Mönch dem Meister zu. „Dann rede schon“, forderte ihn der Meister auf. „Wenn ich nach dem Sinn frage und suche, dann hat das wissenschaftliche wirklich keine Bedeutung, denn der Sinn ist mehr als die objektiven Fakten,“ begann der kleine Mönch seine Antwort. „Der Sinn sagt mir, daß ich ein Ziel habe, welches ich auf einem bestimmten Weg erreichen kann. Auch wenn es viele Wege zum Ziel gibt unter denen ich aussuchen kann, es ist aber nur ein Weg für mich, der mich zufrieden stellt.“ „Sehr gut“, unterbrach ihn der Meister, „aber was für einen Sinn hatte Dein Traum, der Dich aus dem Schlaf gerissen hat nun für Dich?“ „Es muß Etwas sein, was meine Seele belastet, ohne daß ich es im Moment spüre“, sagte der kleine Mönch. Und er fuhr fort: „Der Sinn ist, daß ich Etwas ändere, anders mache oder sonst wie eine Störung beseitige. Ich muß nur noch draufkommen, was es ist.“

„Du bist auf dem richtigen Weg,“ sprach der Meister, „aber der Sinn ist, daß ich Alles, was ich tue immer so tue, daß ich keine Spuren bei Anderen hinterlasse, keine Schäden anrichte, also so lebe, daß die Natur und ich eins sind. Dem Leben einen Sinn geben, daß es Leben ist und ich keine Angst vor dem Tod haben muß. Als Mensch kann ich dem Sinn niemals Leben geben, sondern immer nur umgekehrt. Aber der Sinn ist das Ziel, das aus dem Glauben entstehen kann! Nicht wie du nach welchen und mit welchen Ritualen glaubst, sondern nach

welchem und mit welchem Sinn Du lebst hat Bedeutung!“ Dem kleinen Mönch schien eine Last abzufallen, er war doch auf dem richtigen Weg.

Die letzte Unterhaltung mit seinem Meister brachte den kleinen Mönch stärker zum Grübeln, als ihm lieb war. Er dachte, daß er Antworten erhalten würde und jetzt stellte sich heraus, daß seine Fragen seinen eigenen Horizont sprengen. Je mehr er sich am Ziel glaubte, desto weniger sah er für sich befriedigenden Antworten gegenüber. Immer mehr fühlte er sich schwebend über einem tiefen schwarzen Loch, kein oben und unten, kein vorne und hinten und kein links oder rechts, Nichts, woran er sich orientieren könnte. Nur Fragen tauchten ständig vor seinem inneren Auge auf.

So setzte er sich in seiner Zelle hin und begann alle Fragen, die ihm in den Sinn kommen aufzuschreiben, damit er sie seinem Meister stellen kann. Und diese Liste mit Fragen wurde immer länger. Schon bald verlor er selbst die Übersicht darüber, welche Fragen wirklich wichtig sind und welche nicht. Aber er schrieb sie auf, damit er sie nicht vergißt. So verbrachte er die nächsten Tage damit, die Liste irgendwie zu ordnen. Und beim Betrachten der Fragen merkte er, daß hier viele Fragen sich im Inhalt überschneiden. So zog er die Schlußfolgerung, daß es nur auf die richtigen Fragen ankommt und die Fragen richtig zu stellen. Vielleicht kann er die vielen Fragen zusammenfassen und daraus einige Wenige machen, die dafür aber ausreichend beantwortet werden können.

Zudem stellte er fest, daß es eigentlich gar nicht so viele Fragen gibt, die wichtig sind. Denn welche Fragen sind für den Menschen wirklich von Bedeutung? Doch nur diese, die sich mit der Existenz des Menschen befaßen und nicht die, die sich mit Rechtfertigungen für das Verhalten abgeben. Durch die Existenz ergeben sich schon die Antworten auf das Verhalten und sind damit unnötig. Die Schlußfolgerungen aus den wichtigen Fragen beantworten die weiteren, sich ergebenden Fragen. Also schränkte der kleine Mönch seine Fragen auf die ihm als wesentlich erscheinenden Punkte ein und faßte so seinen Fragenkatalog auf wenige Fragen zusammen.

Hatte er nicht mit seinem Meister einige Tage zuvor über den Tod und das Leben gesprochen? Und was hatte er daraus bisher gelernt? So stellte der kleine Mönch fest, daß er noch vielzuwenig darüber nachgedacht hatte, was ihm sein Meister gesagt hat. Besonders hatte er nicht

über das nachgedacht, was sich daraus ergibt, wenn er die Antwort verstanden hat. Trotzdem drängen ihn die Fragen danach weiter nach Antworten zu suchen. Es erschien ihm, als würde es kein Ende nehmen. Sollte er sich in einem Kreis drehen und es nicht merken? Oder ist er nie zufrieden, weil er Nichts verstanden hat?

Der kleine Mönch suchte schon vor seiner Zeit hier im Kloster nach einer Antwort auf eine Frage, die ihn permanent in die Sackgasse führte, wenn er darüber nachdachte. Was ist eigentlich das Leben? Davon konnte er noch viele Fragen ableiten, die ihn ebenso ständig in die Sackgasse brachten. Jedesmal, wenn er nach einer Antwort suchte auf eine seiner Fragen, stand er vor dem Nichts. Niemand, wen er auch fragte, konnte ihm eine Antwort geben, die ihn in irgendeiner Form zufrieden stellen würde. Vielleicht wird es hier sein Meister können, denn bisher hatte sein Meister ihn immer noch auf den richtigen Weg gebracht.

So schrieb er seine Fragen auf, die ihm niemand bisher beantworten konnte. Was ist Leben? Was ist Liebe? Was ist Zeit? Und so weiter. Der kleine Mönch wußte, es sind dies hochphilosophische Fragen, die er sicher nicht mit einfachen Sätzen beantwortet bekommt. Aber er würde bereits zufrieden sein, wenn er in die richtige Richtung gebracht werden würde, damit er zumindest selbst weiter suchen kann. Es würde ihm schon der richtige Impuls genügen, dem er nachgehen könnte. So hoffte der kleine Mönch, daß ihm hier sein Meister auf die Sprünge helfen wird können.

Der kleine Mönch nahm seinen Fragezettel und sah in noch einmal durch. Er wollte nur die wesentlichsten Fragen stellen, denn von der Antwort ausgehend konnte er dann schließlich die sich ergebenden Fragen selbst beantworten. Er brauchte jedoch nur den Schlüssel dafür. Und dieser Schlüssel sind die Antworten auf die wesentlichsten Fragen. Zugleich bekamm den kleinen Mönch ein ungutes Gefühl, denn er fragte sich, wie würde sein Meister auf seine Fragen reagieren. Wird der Meister ihn auf die Logik verweisen und sollte er deshalb noch einmal darüber nachdenken? Aber der kleine Mönch faßte seinen ganzen Mut zusammen und ging zum Meister mit seinem Fragezettel.

Entweder machte der kleine Mönch ein Gesicht, daß bereits sagte, was er wollte oder der Meister konnte hellsehen. Jedenfalls kam ihm der Meister zuvor und fragte den kleinen Mönch: „Du hast sicher einige Fragen an mich, stimmt’s?“ Der kleine Mönch kam fast ins stottern und antwortete: „Ja Meister, ich habe einige Fragen, aber ich bin mir nicht sicher, ob

diese Fragen von Ihnen beantwortet werden können!“ „Warum sollte ich es nicht versuchen?“ sprach der Meister. „Ich habe schon lange bevor ich hierher kam vielen Menschen die gleichen Fragen gestellt und nie eine Antwort erhalten, die zufriedenstellend war“, sagte der kleine Mönch. „Nun“, meinte der Meister, „erst, wenn ich die Frage kenne, kann ich sagen, ob ich eine Antwort finde. Aber ich kann Dir nicht sagen, ob Du mit diesen Antworten zufrieden sein wirst“, entgegnete der Meister. „Ich werde mich bemühen, so gut ich kann Dir zu antworten“, sprach er weiter.

Der kleine Mönch begann plötzlich an zu zweifeln, nicht am Meister, sondern deswegen, ob er durch seine Fragen den Meister nicht in Verlegenheit bringen würde. Denn, wenn schon der Meister sagt, er wüßte nicht, ob er ihm eine zufriedenstellende Antwort geben könnte, könnte es dann sein, daß seine Fragen zu einem Gesichtsverlust führen, wenn selbst der Meister keine Antwort finden würde? Der Meister mußte im Gesicht des kleinen Mönches dessen Zweifel erkannt haben, denn er sagte: „Entweder Du weißt nicht mehr, was Du mich fragen wolltest oder Du zweifelst an mir!“ „Es ist nicht der Zweifel an Ihnen, Meister, sondern daran, ob ich Sie mit meinen Fragen nicht brüskiere!“ kam als Antwort vom kleinen Mönch. „Vor was hast Du Angst?“ fragte der Meister. „Sie in Verlegenheit zu bringen!“ sagte der kleine Mönch. „Das kommt immer nur auf den Standpunkt an und wer die Fragen wie stellt“, gab der Meister zurück, „solltest Du, wenn Du gefragt wirst, nicht mehr Angst davor haben, was Du antwortest, als vor der Frage selbst?“

Diese Antwort beruhigte den kleinen Mönch, denn es erging ihm selbst immer so, daß er nicht Angst vor den Fragen zu Hause hat, sondern immer nur davor, was er zur Antwort gab. Denn er schaffte es mit seinen Antworten sich mehr Gegner zu machen, als sich Respekt zu verschaffen. „Nun frag’ schon!“ forderte der Meister ihn auf. „Also gut“, sprach der kleine Mönch, „ich möchte wissen, was ist Leben eigentlich?“ Der Meister sah ihn erstaunt an, auf diese Frage war er sicherlich nicht gefaßt, obwohl er selbst sein bisheriges Leben damit verbracht hatte sich seine Gedanken darüber zu machen. Doch er antwortete dem kleinen Mönch. „Endlich einmal eine sehr gute Frage“, meinte der Meister, „denn das ist zumindest für mich die Frage, die im Mittelpunkt des Lebens steht. Wenn ich eine Antwort darauf hätte, die Allgemeingültigkeit hätte, dann könnte ich sehr viel Leid verhindern.“

Der kleine Mönch horchte erstaunt den Worten des Meisters. Er war darauf gefaßt, daß der Meister nun eine theologische Antwort ausbreiten würde, wie es in seiner Religion so üblich

war und ist, aber einen philosophischen Ansatz, der sich auf die Menschen beziehen würde, darauf war er sicher nicht vorbereitet. So sprach der Meister weiter: „Soweit ich weis und mir bekannt ist, hat noch niemand eine allgemeingültige Antwort gefunden. Denn diese Frage kann je nachdem, von welchem Standpunkt aus sie gestellt und auch beantwortet werden soll, absolut gegensätzliche Vorstellungen hervorbringen.“

Im Kopf des kleinen Mönches begann es zu arbeiten. Er mußte in diesem Moment an zu Hause denken, an seinen Religionsunterricht, in dem gesetzmäßig vorgegeben Antworten auf solche und ähnlich Fragen gegeben wurden. So fragte der kleine Mönch weiter: „Aber wenn es auf den Standpunkt des Fragestellers und dessen, der eine Antwort geben soll, ankommt, dann müßte es doch im Ganzen Gemeinsamkeiten geben, die eine Antwort ergeben?“ „Soweit wäre Dein Gedankengang richtig. Aber bedenke immer, es liegt nicht an den heiligen Büchern der Religionen, hier würdest Du mit Sicherheit die Gemeinsamkeiten finden, sondern es sind hier die Menschen selbst, die eine Antwort unmöglich machen.“, erwiderte der Meister.

„Das kann ich noch nachvollziehen“, sagte der kleine Mönch, „doch wenn es durch und mit den heiligen Büchern der Religionen zu finden ist, was wir an Gemeinsamkeiten auf die Frage, was ist Leben, haben, wieso werden diese Gemeinsamkeiten nicht von Allen gesucht?“ „Es wird immer gesucht“, meinte der Meister, „hier stellt sich jedoch nur die Frage, wollen die, die suchen auch eine Antwort finden?“ Verwundert vernahm der kleine Mönch die Worte seines Meisters. „Wollen Sie damit sagen, die, die suchen haben gar kein Interesse an Antworten oder nur Angst Etwas zu finden, was deren Auslegungen ihrer Religionen widersprechen würde?“ fragte der kleine Mönch weiter. „Du bist gar nicht so weit weg, zumindest stimmt Deine Denkrichtung!“ gab der Meister zurück.

Bei einem der täglichen Treffen des Meisters mit dem kleinen Mönch ergab es sich, daß Beide den gleichen Gedanken hatten, jeder von seinem Standpunkt. Der Meister wollte seinen Schüler einmal fragen, wer oder was Gott für ihn ist und der kleine Mönch wollte von seinem Meister wissen, wie er zu Gott steht. Anlaß dafür war die Nachricht, daß Wissenschaftler dem Urknall nachforschten. Diese wollten das Hicksteilchen oder von den Wissenschaftlern auch Gottesteilchen genannt durch Experimente finden. Vorausgesetzt es gibt dieses Teilchen. Also für den Meister und den kleinen Mönch Anlaß genug in eine Diskussion zu kommen.

Bisher hatte immer der Meister auf die Fragen seines Schülers gewartet, doch diesmal begann der Meister mit Fragen an den kleinen Mönch. Und so begann die Diskussion mit der Frage des Meister: „Du bist Christ. Also glaubst Du an Gott. Wie würdest Du Gott beweisen?“ Eine Frage, mit der der kleine Mönch nicht gerechnet hatte. Lange schwieg er, denn eine Antwort auf diese Frage zu geben erschien ihm unmöglich. Doch er nahm seinen Mut zusammen und sprach zu seinem Meister: „Darf ich mit einer Gegenfrage beginnen?“ „Sicherlich“, sagte der Meister, „wenn ich eine Antwort geben kann, warum nicht!“ Und der kleine Mönch fragte: „Warum ist in Ihrer Religion das Nirwana, Das Nichts?“ Dem Meister konnte diese Frage sicher nicht aus der Ruhe bringen und so antwortete er: „Nach meinem Glauben gibt es die Wiedergeburt, die Reinkarnation. Wenn ich aber die Erleuchtung erreiche, dann bin ich im Nirvana und habe somit mein Ziel erreicht. Abgesehen davon ist der Begriff des Gottes so unfaßbar für uns Menschen, daß es unmöglich ist Gott zu beschreiben. Deshalb reden wir auch immer von einem Wesen, weil wir es nicht beschreiben können, wir wissen Nichts und dennoch können wir erahnen, daß es Etwas gibt, das ihr Christen Gott nennt.“ Es entstand eine lange Pause, in der Beide nachdachten. Aber der Meister hakte nach und fragte den kleinen Mönch wieder: „Wie würdest Du Gott beweisen können?“ „Beweisen kann ich Gott nicht, ich kann immer nur versuchen Gott zu erklären“, antwortete der kleine Mönch.

Da machte der Meister doch ein erstauntes Gesicht. „Wenn schon die Wissenschaftler dem Urknall auf der Spur sind und den Urknall erklären können, also, wie die Welt entstanden ist, dann wäre doch der Sprung zum Beweis Gottes ein sehr kleiner?“ entgegnete der Meister. Aber da hatte es den kleinen Mönch innerlich erfaßt und sein Kampfgeist wurde wach. „Wenn Gott beweisbar wäre, wie es das menschliche Verständnis erkennen und erfassen kann, wie eine Pflanze oder ein Tier oder was auch immer, dann gäbe es keinen Glauben und keine moralische Entwicklung. Aber Gott zu erklären und dadurch in einer schier grenzenlosen Vielfalt zu erkennen, dies erscheint mir doch möglich,“ konterte der kleine Mönch. „Und wie

kann und darf ich das verstehen?“ fragte der Meister. „Ich weis nicht, ob ich schaffe eine Erklärung zu geben, die nachvollziehbar ist, “ meinte der kleine Mönch und fuhr fort, „aber ich versuche es so gut ich kann. Wir wissen, was die Wissenschaft Alles kann und zu was sie Alles fähig ist. Wir können heute fast genau den Urknall, zumindest in der Theorie nachvollziehen und so Rückschlüsse auf die Entstehung der Welt ableiten. Die Wissenschaft stößt immer weiter vor und kommt auf immer kleinere Teilchen. Aber dies ist nur solange machbar und möglich, wie es Materie gibt. Aus dem Nichts kann auch die Wissenschaft Nichts machen. Sie kann nur erklären, was vorhanden ist. Also nur Beweisbares. So wird es der Wissenschaft niemals möglich sein, das zu erreichen, was wir aus dem Glauben heraus Gott zuschreiben und auch Gott nennen. Denn woher kommt der Urknall? Den Urknall kann es nur deshalb gegeben haben, weil Etwas genau das ermöglicht hatte, indem es jene benötigte Masse gegeben hat, die zusammengeprallt ist und somit den Beginn unserer Welt ermöglichte. Aus dem Glauben heraus können wir nun Alles dazu sagen. Gott, Schöpfer, Baumeister und was es sonst noch an Begriffen gibt. Jedenfalls ist es für mich der zur Existenz gewordene Wille dieses Etwas, was ich als Gott benenne, der hinter dem Urknall steht.“ Und wieder gab es eine lange Pause. Der Meister dachte lange über die Worte seines Schülers nach und der kleine Mönch mußte sich mental erholen.

Dem kleinen Mönch war nicht bewußt, was er mit dieser Aussage bei seinem Meister in Bewegung gebracht hatte. Denn der Meister sagt zu ihm: „Morgen reden wir weiter. Ich möchte Deine Worte zunächst prüfen und verarbeiten. Doch es kann nur der Anfang gewesen sein, nicht das Ende!“ So trennten sich Beide und zogen sich zurück.

Der nächste Tag begann für den kleinen Mönch mit einer großen Müdigkeit, weil er auf die Worte seines Meisters so nervös geworden war, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Sein Kopf vermittelte ihm das Gefühl, als hätte einen Riesencomputer an Stelle eines Gehirnes und dieser Riesencomputer würde von der gesamten Menschheit und allen technischen Einrichtungen für Fragen und Berechnungen benutzt. Eigentlich wollte er klar denken und sich auf das gestrige Gespräch konzentrieren. Aber es funktionierte im Moment einfach nicht. Und bis zum Treffen mit seinem Meister würde sowieso noch eine Zeit vergehen.

In diesem Zustand schränkte er seine täglichen Übungen so ein, daß er nicht Übungen ausfallen ließe, sondern er machte sie langsamer und bedächtiger als sonst, aber auch weniger oft. Nur eine Meditationsübung, die machte er diesmal länger, sehr viel länger. Da holte er zugleich ein Wenig vom fehlenden Schlaf nach. Er verzieh sich selbst seine Schwäche. Sein Meister, so war sich der kleine Mönch gewiß, würde es sowieso sofort merken, wenn er müde ist. Aber er wollte nicht so müde sein, daß er womöglich während des Gespräches mit seinem Meister einschlafen könnte.

Nun, seine Gedanken führte der kleine Mönch zurück zum gestrigen Tag. Er versuchte sich das Gespräch in Erinnerung zu rufen. Sein Meister hatte ihn aufgefordert seinen Gott zu beweisen, wie es Wissenschaftler mit dem Urknall wollen. Aber was sollte der kleine Mönch beweisen, was er glaubte? Denn da, so stellte der kleine Mönch fest, ergibt sich die Frage, kann man den Glauben beweisen? Oder ist doch jeder Beweis nur eine eindeutige Definition eines Faktums? Ist die Logik selbst ein Beweis oder muß die Logik ebenfalls bewiesen werden? Und wie sollte der kleine Mönch alle diese Fragen erklären, weil er sich absolut nicht sicher war, ob er in der Lage wäre diese Fragen und deren Antworten auch zu beweisen.

Der kleine Mönch fühlte sich in diesem Moment so, als würde er über einem Abgrund stehen und es herrschte absolute Dunkelheit. Und wäre ein Glühwürmchen irgendwo in dieser absoluten Dunkelheit, so gäbe es keine Entfernung für ihn, wo er dieses Glühwürmchen nicht sehen und erkennen würde. Er hatte ein Gefühl, als wäre die Leerheit immer noch eine Überfüllung. Ausgerechnet sein Meister verlangt von ihm, daß er seinen Gott beweisen soll. Hatte er nicht gestern gesagt, beweisen könne er seinen Gott nicht, nur erklären? Doch, das waren seine Worte gestern. Also versuchte der kleine Mönch seine Gedanken darauf zu konzentrieren, daß er eine verständliche Erklärung zusammenbringt. Und so hoffte er, daß ihm die letzten Kenntnisse der Bibel nicht ganz im Stich laßen würden.

So bewußt hatte der kleine Mönch noch nie die Zeit verspürt, wie gerade heute. Aber er wußte auch, es waren diesmal die Umstände, die ihn seine Existenz in einer Intensität klar machten, wie bisher noch nie. Zeit und Raum bekamen so plötzlich eine völlig andere und neue Bedeutung. Während sich der kleine Mönch noch mit seinem Zustand befaßte, wurde er von einem anderen jungen Mönch daran erinnert, daß sein Meister wartete. Und sogleich beeilte sich der kleine Mönch zu seinem Meister. Solange er hier in diesem Kloster war, ist es ihm noch nie passiert, daß er zu einem Termin zu spät gekommen ist. Aber diesmal war es etwas Anderes. Jetzt merkte er auch, daß er aus Europa kam, dem Kontinent, aus dem angeblich sich die Menschheit entwickelt hätte, zumindest, was Geist und Wissenschaft betreffe. Es konnte sich, so dacht es sich der kleine Mönch, nur um eine Prüfung oder Feuertaufe handeln, die sein Meister mit ihm vorhatte.

So schnell war der kleine Mönch noch nie bei seinem Meister. Dieser sah ihn nicht einmal mit strenger Miene an, wie er sonst zu tun pflegte, wenn Etwas nicht in Ordnung war. Dem kleinen Mönch wurde klar, daß sein Meister ihn jetzt mental herausforderte und an seine Grenzen bringen wird. Es wird daher zu einer intensiven Auseinandersetzung kommen, die ihm, den kleinen Mönch Alles abverlangen wird. Vor allem, weil er Christ ist und daher die Sichtweise des Christen gegenüber dem Buddhismus begründen wird müßen. Sicher, so dachte sich der kleine Mönch, sehr große Unterschiede im Wesen der Religionen gibt es so nicht, nur in der Zielsetzung und der Auslegung, da sind die Unterschiede relevant.

Was jedoch die moralisch-ethischen Inhalte betrifft, da sind Überschneidungen zu erkennen. Und die wesentlichen Unterschiede aus dem Ansatz heraus, da sind selbst innerhalb der einzelnen Religionen so massive Differenzen festzustellen, also Wege, die sich nicht verbergen lassen. Mit diesen Gedanken traf sich also der kleine Mönch zur Fortsetzung der Diskussion mit seinem Meister. Sein Gefühl war weder Angst, noch das berühmte flau Magengefühl, der kleine Mönch wußte selbst nicht, wie er dieses Gefühl beschreiben sollte. Es war weder un- gut, noch gut, es war halt einfach nur ein Gefühl.

Als er so seinem Meister gegenüberstand, kam in ihm eine Unsicherheit auf, weil er nicht wußte, ob er das Gespräch beginnen sollte oder warten, bis sein Meister ihn ansprach. Während Beide so schweigend gegenüberstanden, faßte der kleine Mönch allen seinen Mut zusammen und sprach den Meister an. „Meister, wenn ich darf, “ begann der kleine Mönch, „möchte ich versuchen meine Antwort von gestern fortzuführen.“ Der Meister nickte zu-

stimmend mit dem Kopf und deutete mit der Hand, der kleine Mönch solle reden. „Ich habe gestern gesagt, daß ich Gott nicht beweisen kann, nur erklären,“ sagte der kleine Mönch und fuhr fort, „von meinem Glauben aus. Und wenn ich die Frage richtig verstanden habe, so meinen Sie doch, daß die Wissenschaft mit der Urknallforschung an der Entstehung unserer Welt für eine Erklärung sucht und so auch Gott beweisen will oder widerlegen?“ Der Meister sah den kleinen Mönch mit großen Augen an und nickte zustimmend.

„Also, wie soll ich sagen“, sprach der kleine Mönch, „Gott kann für uns Menschen nur ein Begriff sein, weil wir Menschen Gott nicht begreifen und verstehen können. Auch wenn wir durch die Wissenschaft erklären werden, wie die Welt aus dem Urknall entstanden ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Urknall in keinem Fall ein Zufall sein kann, sondern ausschließlich dadurch zu Stande gekommen ist, weil es Etwas gibt, das den Urknall erst möglich gemacht hat. Die Interpretationen von und durch uns Menschen, wer oder wie der Urknall entstanden ist, betrachte ich als Glauben, weil wir an das glauben, das diesen Urknall ermöglicht hat. So ist für mich der Urknall der zur Existenz gewordene Wille des Schöpfers, den die Christen Gott nennen, wie auch die Juden und Muslime oder alle die anderen Religionen. Denn in jeder Religion endet die Erklärung bei einem Gott. Nur, wie wir diesen Ursprung unserer Existenz bezeichnen und beschreiben, das sind die Auslegungen in und durch die einzelnen Religionen.“

Interessiert hörte der Meister seinem Schüler zu. Während der kleine Mönch auf eine Antwort oder Frage seines Meisters wartete, vernahm er einige tiefe Schnauer des Meisters. „Soweit“, sprach der Meister, kann ich Dir folgen und auch zustimmen. Aber warum macht ihr Christen, wie auch alle die anderen Monotheistischen Religionen Euch ein Bild von Gott? Und warum streitet Ihr darum, wer die einzig wahre Religion oder Glauben hat?“ „Nun, der Anspruch auf die Wahrheit ist nach meiner Vorstellung eine reine menschliche Angelegenheit,“ antwortete der kleine Mönch, „denn, wenn jeder der monotheistischen Religionen nach den Geboten deren heiligen Schriften leben und handeln würde, dürfte es keine Kriege und Gewalttaten mehr geben. Aber ich persönlich halte es für Blasphemie, wenn der Mensch sich die Wahrheit aneignen will, wo doch gesagt und gepredigt wird, daß nur Gott die Wahrheit ist.“

Der Meister sah seinen Schüler fast schon mit einer gewissen Bewunderung an. Denn solche Gedanken hätte er, der Meister von seinem Schüler nicht erwartet. „Und, wie hältst Du es mit Deinem Glauben?“ fragte der Meister. Der kleine Mönch dachte kurz nach und sagte dann:

„ich denke, wenn ich die Bibel als Grundlage für mein Leben nehme, jedoch nicht wörtlich, sondern die daraus zu lesenden Prinzipien herausnehme, dann sollte ich den mir gegebenen Geist Gottes erfüllen können. Das heißt, nach meinem Glauben gab uns Menschen Gott die absolute Freiheit, was nicht mit der menschlichen Auslegung zu tun hat, daß jeder Mensch machen kann, was er will, sondern ausschließlich, daß ich persönlich frei und ungezwungen entscheiden kann, was ich mache. So heißt es bei den Christen in den Zehn Geboten immer nur Du sollst und nichts Anderes. Also eine Richtungsangabe, wohin ich gehen soll und nicht wohin ich gehen muß. Wäre diese Freiheit nicht, dann würde es auch keine Religionen geben, denn dann wären wir nur Figuren mit einem vorgegebenen Weg, den wir niemals verlassen könnten. Dann bräuchten wir keine Regierungen, keine Politik, keine Wissenschaft, keine Gesellschaft, Nichts. Wir hätten keinen Willen und ich würde auch nicht hier sein. Es ist immer nur entscheidend, was wir aus dieser Freiheit machen.“

„Ich kann Deine Gedanken und Ansichten gut verstehen,“ sagte der Meister, „sogar nachvollziehen. Nach Deiner Auslegung von Gott und seiner Schöpfung ist es uns Menschen in die Hand und Verantwortung gegeben, was wir tun und wie wir damit umgehen. So erklärt sich auch mein Glaube, der bekanntlich die Reinkarnation, die Wiedergeburt kennt, wie Du weißt. Es ist meine Erklärung Deiner Freiheit, wenn ich Dir sage, was Du hier in Deinem Leben machst, kommt in Form der Wiedergeburt auf Dich zurück. Deshalb streben wir in meinem Glauben nach der Erleuchtung, der Vollkommenheit. Und deshalb sollen wir als Menschen gut und wenn es geht besser sein.“ Bedächtig hörte der kleine Mönch zu. Als sein Meister seine Ausführungen beendete, sprach der kleine Mönch, „Ich würde nach dem größten gemeinsamen Nenner suchen, den die Religionen haben. Nicht die Unterschiede zuschütten oder auflösen, sondern erst einmal die Übereinstimmungen finden.“ „Warum denn das?“ fragte der Meister. „Weil dadurch feststellbar ist, was den Mißbrauch der Religionen für menschliche Zwecke betrifft. Ich kann nicht glauben, daß alle Religionen einen moralisch-ethischen Anspruch an ihre Angehörigen stellen und diesen dennoch gegen Andere als Grund für Gewalt und Kriege verwenden. Kann das mit Glauben etwas zu tun haben?“

Der Meister horchte auf, denn, was der kleine Mönch von sich gab hatte doch Etwas, was ihm zusagte. Das Leiden als Quelle aller Entwicklungen war in der Religion des Meisters eine der Hauptsäulen, auf welcher der Glaube beruhte. Konnte das Christentum etwa mit anderen Worten Parallelen haben? Sicher in sehr vielen Punkten, aber theologisch gesehen sind dennoch etliche und wesentliche Unterschiede vorhanden, die nicht übergangen werden

können. Aber sind die Unterschiede nicht die Spuren auf dem Weg zum Ziel, also jeder Glaube, jede Religion hat seine Spur, aber die Gemeinsamkeiten bilden den Weg? Wie auf einer Autobahn, die mehrere Spuren hat?

Der kleine Mönch fuhr mit seinen Gedanken fort. „Was ich bisher festgestellt habe ist, daß die größten Unterschiede selbst in den einzelnen Religionen liegen. Nicht der Inhalt des Glaubens macht den Unterschied aus, sondern die Auslegungen. Bekämpfen sich nicht selbst die Religionen innerhalb ihrer Lehren? Was ist richtig und was ist falsch? Von fundamental- konservativ bis zu sehr liberal gibt es in allen Religionen Strömungen. Und Allen ist immer die gemeinsame Lehre, die Bücher auf denen die Glaubenslehre beruht. Die Einheit der Religionen steht nur auf den Büchern, der Lehre. Aber wie verstehen die einzelnen Richtungen diese Lehren? Für welche Zwecke verwenden die Menschen ihre Lehren? Und schon sind wir bei der Frage nach der Wahrheit. Es gibt keinen Zweifel an den Lehren, aber sehr wohl den größten Zweifel an den Menschen, die diese Lehren verkünden!“ ereiferte sich der kleine Mönch.

Als der kleine Mönch eine Nachdenkpause einlegte, fragte der Meister: „Soweit, so gut, aber trotzdem würde mich Dein Beweis Deines Gottes interessieren.“ Der kleine Mönch sah seinen Meister an und sagt: „Meister, nach meinem Glauben kann ich Gott nur annehmen, akzeptieren oder nicht. Denn für mich ist der Beweis Gottes der, daß ich existiere, denke und handle. Kein Mensch kann Leben mit Willen und Vorsatz erzeugen, auch bei allen wissenschaftlichen Forschungen und Erkenntnissen. Bestehen wir Menschen nicht aus drei Teilen? Der Seele, dem Geist und dem Körper? Es ist auch in Ihrer Religion, Ihrem Glauben doch so, daß Sie die Seele und den Geist und den Körper als Gegebenheit eines Wesens annehmen, welches weit mehr Macht hat, als der Mensch selbst. Es ist eine völlig andere Frage, wie sie den Menschen erklären und das Wesen. Sie sehen einen Kreislauf des Lebens durch die Wiedergeburt, wobei nur die Seele eines Menschen wandert und immer wieder in anderen Körpern auf die Welt kommt.“

Der Meister nickte nachdenklich den Worten des kleinen Mönches zu. Und so fuhr der kleine Mönch fort. „Wie wir Menschen nun unsere Existenz auslegen, also interpretieren, unterscheidet die Religionen. Da selbst die alten Griechen auf dem Areopag eine Statue hatten zu dem unbekanntem Gott, erkannten also die alten Griechen, daß es über dem Göttervater Zeus noch einen Gott geben mußte, von dem sie nichts wussten, aber es mußte ein Gott da sein, der

darüber stand. Etwas, von dem Alles ausgeht. Nur, niemand kann es beweisen, doch es kann nur so sein. Daher glauben wir doch und erklären damit unsere Existenz und den Sinn unserer Existenz!“ Wieder machte der kleine Mönch eine Nachdenkpause. Währenddessen beobachtete der kleine Mönch das Gesicht seines Meisters. Dieser dachte sehr angestrengt über die Worte seines Schülers nach.

Nach einer Weile sah der Meister seinen Schüler an und fragte ihn: „Auf Grund welcher Gegebenheiten kommst Du zu diesen Aussagen?“ „Nach den Aussagen der Bibel, den heiligen Schriften des Christentums“, antwortete der kleine Mönch und fuhr fort, „so, wie Sie nach den Schriften von Buddha zu Ihren Schlußfolgerungen kommen. Nur ist für uns das, was Sie Erleuchtung nennen, Gott.“ „Verständlich und nachvollziehbar“, erwiderte der Meister. „Also glaubst Du, daß Alles nur eine Frage der Interpretation, der Auslegung ist?“ fragte der Meister. „Sicher, denn jeder Mensch glaubt nach seinem Verständnis“, antwortete der kleine Mönch und führte weiter aus, „Glaube und Religion sind zwei verschiedene Dinge. Der Glaube gibt dem Menschen den Sinn seines Lebens und die moralisch-ethischen Gebote vor und die Religion ist die Zusammenfassung der Menschen, die das Gleiche und an das Gleiche glauben. Auch wenn sie untereinander unterschiedliche Formen bei den Ritualen und Symbolen haben können, das Wesentliche ist dennoch das, was in den heiligen Bücher steht.“

Beeindruckt lauschte der Meister dem kleinen Mönch. Eine Frage wollte er dennoch loswerden. „Welcher Glaube oder welche Religion ist eigentlich die Richtige?“ fragte er. Der kleine Mönch atmete ein paar Mal tief durch. „Je nach Standpunkt des Einzelnen. Können wir Menschen wirklich sagen, was richtig oder falsch ist? Ich weis, jeder Glaube, jede Religion beansprucht die Wahrheit für sich, vor allem die monotheistischen Religionen. Daher sind diese seit ihrer Existenz auch immer mit Blut behaftet und das bis heute. Und gerade in diesen monotheistischen Religionen ist der Mißbrauch der Religion, des Glaubens weitaus größer, als bei anderen Glaubens- und Religionsrichtungen, das ist mir bewusst,“ versuchte der kleine Mönch die Frage seines Meisters zu beantworten. Und dennoch setzte er nach, „Ich kann für mich nur versuchen, nach meinem Glauben so gut, wie es mir möglich ist, zu leben. Auch kann ich nur hoffen, daß ich durch und mit der Hilfe anderer Glaubensrichtungen und Religionen nach meinem Glauben meinen Weg finden kann.“

So standen der Meister und der kleine Mönch noch eine Weile schweigend an ihrem üblichen Treffpunkt, bevor sich der Meister für das Gespräch bedankte und sich zurückzog. Der kleine Mönch verneigte sich und ging zurück in seine Zelle.

So vergingen einige Tage, in der sich der kleine Mönch von dem Disput mit seinem Meister erholen konnte. Er war sich nicht sicher, ob er auch nach seinem christlichen Glauben die richtigen Fragen und mehr noch die richtigen Antworten seinem Meister gegeben hatte. Doch er beruhigte sich selbst, indem er sich sagte, der Meister wird sicherlich mehr vom Christentum verstehen und kennen, als er selbst. Er ist doch nur auf Zeit hier, sein Meister jedoch lebt hier und beschäftigt sich mit dem Glauben und den Religionen.

Ihm, dem kleinen Mönch waren andere Fragen eigentlich wichtiger, wie etwa, was ist die Hoffnung, die Liebe, der Glaube, und so weiter. Lauter einzelne Begriffe, mit denen er selbst zu Hause ständig konfrontiert war, ist und wird. War es ihm so wichtig über die großen Fragen nachzudenken oder vielmehr die kleinen, persönlichen Fragen zu stellen und darauf Antworten zu finden? Sicher, das was ihn betrifft war und ist ihm wichtiger, doch er sah ein, daß auch die kleinen Dinge des Lebens immer in Beziehung zu den großen Dingen gebracht werden müßten, damit sowohl die kleinen, wie auch die großen Dinge verständlich werden. Das Eine erklärt das Andere, wie auch dadurch die Erkenntnis entsteht, daß Alles miteinander zusammenhängt. Nichts ist getrennt. Nur, weil als Mensch er die Einzelteile nicht in Zusammenhang bringen kann, heißt das noch lange nicht, daß es so ist oder nicht ist.

Daher fragte sich der kleine Mönch, wie er am besten die Zusammenhänge erkennen kann. Und dazu brauchte er wieder die alltäglichen Begriffe, mit denen auch sonst jeder Mensch berührt wird. So sah der kleine Mönch ein, daß die Werte das sind, was die Beziehungen aller Dinge miteinander verbindet. Aber er erkannte auch, daß es nicht der Begriff des Wertes sein konnte, welcher die Verbindung herstellte, sondern nur der Sammelbegriff für einzelne Begriffe, die in der Summe den größten gemeinsamen Nenner für die Menschen ist. Vielleicht findet er auch noch eine Antwort auf die Fragen seines Meisters nach der Beweisbarkeit oder Nichtbeweisbarkeit Gottes. Obwohl er sich sicher war, das diese Frage nie beantwortet werden kann, weil es nur durch den Glauben möglich ist sich Gott zu nähern, jedoch nie durch die Wissenschaft, also erst durch die Nichtbeweisbarkeit den Beweis antreten zu können, da sonst ja der Sinn des Lebens zum Unsinn der Existenz würde. Für ihn, den kleinen Mönch war es sowieso eine völlig falsche Frage, weil doch schon die Existenz des Menschen das Vorhan-

densein Gottes bewiesen ist. Auch wenn die Menschen den Urknall nachvollziehen können, durch Experimente, so werden sie niemals die Frage beantworten können, wie kam es zum Urknall, wenn vorher nur das Nichts vorhanden gewesen sein sollte. Und wenn doch Etwas vorhanden gewesen ist, wer hat es vorhanden sein lassen.

Nein, wieso sollte er, der kleine Mönch, die Existenz Gottes beweisen, wenn die Existenz des Lebens sich schon der Wissenschaft entzieht. Und da die Wissenschaft nur deshalb zur Wissenschaft wird, weil es dem Menschen möglich ist zu denken und zu lernen, kann der Mensch es nur von dem Faktum aus, weil dem Menschen Dinge schon vorgegeben sind, welche er erforschen kann. Nicht der Mensch hat die Welt geschaffen, sondern Etwas, was der Mensch nicht erforschen kann, nur und ausschließlich nur glauben. Aber der Glaube ist auch nur für sich alleine die Erklärung der Existenz und dessen Sinn, nicht aber die Erklärung der Funktion der Existenz. Erst Beides zusammen eröffnet einen Horizont, dessen Begreifbarkeit und Verständnis die eigene Existenz in einem völlig neuen Licht erscheinen lassen müßte.

Denn so, zumindest dachte es sich der kleine Mönch, macht der Glaube den Sinn, daß durch den Glauben die Funktion der Existenz und wie diese angewandt werden kann, beschrieben wird, während dagegen die Wissenschaft die Funktion erklärt, wie die Existenz als Existenz funktioniert, aber nicht wie sie angewandt werden soll. Trotzdem fehlte dem kleinen Mönch ein Teil, den er zum Leben brauchte, die Seele. Auch wenn die Wissenschaft die Krankheiten der Seele erkennen kann und diese auch eventuell heilen, so kann selbst die Wissenschaft die Seele nicht erklären oder beschreiben. Geschweige denn die Seele selbst beweisen. Deshalb war die Erkenntnis des kleinen Mönchs die, das die Seele das Stück Gottes in Allem sein muß, damit unsere Welt existieren und leben kann.

Und da der kleine Mönch wußte, daß er dies so nicht so gut formulieren kann, wie er es gerne würde und es dem Meister vorzutragen, setzte er sich hin und schrieb seine Gedanken auf. Und während der kleine Mönch seine Gedanken aufschrieb, stiegen in ihm immer mehr Zweifel und Widersprüche auf. Mit jedem neuen Gedanken, den er aufschrieb erkannte er, daß dieser Gedanke letztendlich nicht so wichtig ist, wie andere Gedanken. Er merkte, daß jeder neue Gedanke immer nur das Vorhergehende komplizierter machte. Aber seine Gedanken zum Glauben konnten doch nicht kompliziert sein, weil er sich sehr wohl bewußt war und ist, daß der Glaube selbst sehr einfach ist. Wie aber konnte er sich nur so verzweigen?

Er legte seine Feder zur Seite und dachte nach, woran es liegt, warum er sich so in den eigenen Gedanken verfangen hatte. So stellte er sich selbst einmal die Grundfragen. An was glaubte er selbst? An Gott, den Schöpfer seiner Existenz, wie der, der gesamten Welt und des gesamten Universums. Gut, die Wissenschaft kann heute schon fast genau sagen, wie und wann die Welt entstanden ist. Aber wer diese Welt geschaffen hat, das kann die Wissenschaft nicht sagen. Deshalb glaubt er an Gott, den Schöpfer. Wozu muß dann Gott bewiesen werden, wenn dieser Beweis von Menschen niemals erbracht werden kann? Die Menschen können es nur glauben. Aber wenn die Wissenschaft zum Maßstab gemacht wird, welchen Sinn macht dann das Leben, wenn wir nur absolut Eines wissen, daß wir Menschen, wie alles Lebende, so, wie wir geboren werden, wie Leben entsteht, dieses auch einmal enden wird, also auch alles Lebende stirbt.

Die Wissenschaft, so kam der kleine Mönch zum Schluß, kann das Leben doch nur in seiner Funktion erklären, aber nicht den Sinn des Lebens. Ebenso kann die Wissenschaft das Leben niemals künstlich erzeugen. Denn das, was die Wissenschaft heute mit dem Leben macht, braucht selbst das Leben, damit die Wissenschaft experimentieren kann. Unbestritten braucht das Leben Geist und Seele. So wird jeder Körper, jede Materie erst durch Geist und Seele zum, was als Leben bezeichnet wird. Nur Geist und Seele, diese Beiden entziehen sich der Wissenschaft, also ist und kann die Wissenschaft nur eine Art Mechaniker für das Leben sein. So weit, so gut.

Der kleine Mönch wußte, woran er glaubte, aber warum wird um den Glauben herum soviel Theorie gemacht? Sicher, der Glaube erklärt auch immer, warum die Welt existiert, weil der Mensch durch seinen vorhandenen Geist nach dem wer sind wir, woher kommen wir und welchen Sinn macht unsere Existenz fragt. Aber es kann keine absolute Erklärung geben und damit nur mögliche Auslegungen, je nachdem, wie der Einzelne die Welt für sich sieht. Dennoch wird auch durch den Glauben das Miteinander ermöglicht und erklärt, weil der Sinn des Glaubens sich so beschreiben läßt.

Aber, so mußte sich der kleine Mönch selbst eingestehen, warum es so viele verschiedene Arten von Glauben gibt, konnte er selbst nur vermuten und davon ableiten, daß die Menschen sich über die ganze Welt verbreitet haben und so erst durch die eigenen Erkenntnisse dazu gekommen sind, daß es Etwas gibt, was die Menschen niemals erklären werden können und dennoch vorhanden ist. Der Ursprung unserer Existenz. Und dafür haben die Menschen sehr

viele Namen, jedes Volk hat für sich einen Namen gefunden. Aber Alle treffen dort zusammen, wo die Christen Gott dazu sagen und so weiter. Eigentlich, so dachte sich der kleine Mönch, wie Gott bezeichnet wird, kann doch nicht das grundlegende Wesen des Glaubens sein, vielmehr muß es das Prinzip als solches sein, welches zu Gott führt, also die Erkenntnis, daß Gott der Ursprung ist und wir Menschen, sowie alles Leben und Nichtleben nur Ihm gehört.

Welche Theologie kann Gott erklären? Keine oder Alle? Aber warum soll Gott erklärt werden, wenn durch und in den heiligen Bücher der Religionen soviel aufgeschrieben wurde und diese Worte bis heute ihre Gültigkeit haben? Sind in diesen Büchern nicht den Menschen die Prinzipien erklärt worden, nach denen die Menschen leben sollen? Obwohl alle Religionen sich auf diesen einen Gott berufen, selbst die alten Griechen hatten ein Monument für den unbekanntem Gott, der über allen Anderen stand und steht, bleibt es unverständlich, warum sich die einzelnen Religionen dann anmaßen die Wahrheit zu besitzen. Also wird Glaube doch nur dafür gebraucht, damit die menschlichen Unzulänglichkeiten gerechtfertigt werden können.

Bei seinen Überlegungen, die der kleine Mönch machte, schlich sich langsam und unmerklich ein Gefühl ein, welches ihm Qualen bereitete, die sich vom Geist auf die Seele und dann auf seinen Körper ausbreitete. So fragte er sich selbst, warum ihm nicht wohl wurde, wenn er sich mit den Gedanken beschäftigte, die auch den Mönchen in seinem Kloster beschäftigen. Obwohl er selbst kein Theologe war und ist, so sind doch die Fragen, die sich aus den Religionen ergeben sehr wohl auch die Fragen, die sich eigentlich alle Menschen stellen sollten. Aber warum ihm nicht wohl dabei wurde, das ist eine völlig neue und noch nie da gewesene Situation für ihn.

So entschloß er sich seinen Meister zu fragen, denn der Meister wird sicher eine Antwort haben. Und so kam es, daß sich der kleine Mönch bei seinem nächsten Treffen mit seinem Meister gegen alle vorherigen Treffen völlig anders verhielt. Denn der kleine Mönch öffnete sich gegenüber seinem Meister in einer ungewohnten Art und Weise, die ihn selbst überraschte. Meistens wartete der kleine Mönch eine Weile, bis er die Fragen an seinen Meister stellte, doch diesmal begann er gleich zu fragen. „Meister, mir ist nicht sehr wohl, denn je mehr ich darüber nachdenke, was Gott für mich bedeutet, welchen Stellenwert Er hat, wie das Verhältnis zu Gott und den Religionen ist, desto unwohler fühle ich mich. Kann das sein, daß das mich so belastet?“ fragte der kleine Mönch. Der Meister sah ihn mit sehr ernstem Gesicht an und überlegte sichtlich.

Nach einer Weile, die dem kleinen Mönch als eine Ewigkeit erschien, antwortete der Meister mit bedächtig langsam gesprochenen Worten: „Ich merke, Du bist auf das Wesen gekommen, welches uns Mönchen im Kloster ein ganzes Leben lang beschäftigt. Wir wissen, daß wir niemals das Wesen, daß Du Gott nennst, begreifen werden können, nicht einmal annähernd so beschreiben können, wie es ist. Jedoch können wir Etwas, was Deinem Glauben fehlt tun. Wir können versuchen so zu leben, wie wir glauben, dass es im Sinne dieses Wesens ist, daß wir leben sollen. Sicher wissen wir, daß wir unsere Existenz diesem Wesen verdanken, was wir allgemein hin als die Schöpfung bezeichnen. Also gehört uns nicht die Welt, sondern es ist ein Lehen dieses Wesens. Und jedes Lebewesen, wie auch alles nicht Lebende ist das Eigentum dieses Wesens. Warum sollten wir uns damit beschäftigen, wer oder was dieses Wesen ist und dabei das Miteinander mit allen anderen Lebewesen übersehen? Ist es wirklich bedeutender über das Wesen, also Deinen Gott, uns Gedanken zu machen, als in seinem Geiste miteinander zu leben? Oder ist es nicht auch Deine Pflicht, daß Du dir Gedanken machst, wie Du das Lehen Deines Gottes erhältst und weitergibst?“

Der kleine Mönch begann zu begreifen, was sein Meister sagte. So begann sich die Erkenntnis zu bilden, daß nicht die Religionen mit allen ihren Regeln und Aussagen die Bedeutung haben, die ihnen zugeschrieben werden, sondern einzig und alleine das Wesen ihres Kernes von Bedeutung sind. Denn das, was geglaubt wird, muß auch gelebt werden können und nicht durch die Erfüllung von Regeln, sondern nur durch den Geist des Wesens ist dies möglich. Diese Erkenntnis des kleinen Mönches versetzte ihn in die Lage, daß er auch seinen Glauben, den des Christentums mit anderen Augen und anderer Betrachtung sehen konnte und begann zu sehen.

Besonders fielen ihm dazu zwei Stellen aus seiner Bibel ein, die eine Stelle aus dem Korintherbrief von Paulus, die andere Stelle aus dem Jakobusbrief. Paulus schrieb, der Buchstabe des Gesetzes tötet, nur der Geist macht lebendig, sowie aus dem Jakobusbrief, Glaube ohne Werke ist ein toter Glaube. Sagt das nicht eindeutig, daß er zum Einen nach seinem Gewissen handeln muß, zum Anderen nur dann der Glaube auch ein Glaube ist, wenn er handelt und aus dem Glauben heraus handelt? Sicher, das wußte er, eine Antwort wird er nur dann erhalten, wenn er danach lebt. Unwillkürlich verglich er dabei die Mönche des Klosters und seinen Meister, wie diese lebten und handelten. Und er erkannte hier, daß diese Mönche weit näher seinem Glauben waren als er selbst.

Aber es überkam ihn ein anderes Gefühl, ein Gefühl des Abschiedes. Er wusste, auf Dauer konnte er nicht hier bleiben, irgendwann einmal mußte er wieder zurück nach Hause. Auch wenn es ihm schwer fiel daran zu denken und der Gedanke des Abschiedes für ihn ein endgültiger zu sein scheinen würde, so mußte er sich dennoch mit der Trennung von jenem Ort abfinden, wo er die schönste Zeit, die er bisher in seinem Leben erfahren durfte, verbrachte. Irgendetwas schien in ihm abzusterben. Aber dieses Thema wollte er doch noch mit seinem Meister besprechen.

Die Gärten und die Umgebung des Klosters kündigten bereits den Herbst an. Die Natur bereitete sich auf den Winter vor. Es entsprach der Stimmung des kleinen Mönches und auch der Meister bemerkte die Gefühle bei seinem Schüler. So kam die Zeit heran, wo der Abschied immer näher rückte und die Stimmung ernster wurde. Doch der Meister beobachtete nur den kleinen Mönch, wie dieser immer mehr sich in sich zurückzog und fast schon zu einer Figur der Trauer wurde. Dennoch sprach ihn der Meister in dieser Situation nicht an, sondern wartete darauf, bis der kleine Mönch seine Fragen stellte.

Und so kam es, daß der kleine Mönch zu seinen letzten Treffen mit seinem Meister zusammen kam, bevor seine Zeit hier im Kloster endgültig zu Ende ging. Selbst dem Meister wurde es irgendwie wehmütig in seinem Herzen und seiner Seele, denn er hatte den kleinen Mönch irgendwie sehr gerne gewonnen. So hatte er doch das Gefühl, daß er, der Meister, doch nicht ganz umsonst dem Christen seinen Weg gezeigt hat, den dieser in seinem Glauben gehen kann und soll. Er war sich sicher, daß der Vergleich der Religionen für die Menschen einen Sinn machen, die ihren Weg in ihrem Glauben suchen und nicht die Regeln und Vorschriften erfüllen wollen, die ihre Spiritualität suchen. Ganz so, wie sein Schüler. Suchte dieser nicht nach seinem Weg? Doch, denn er wollte schließlich seinen Glauben verstehen und nicht nach dem gehen, was ihm vorgesagt wurde.

Während der Meister noch so vor sich hin sinnierte und seine Gedanken über seinen Schüler machte, hörte er die Stimme an sein Ohr dringen, die von seinem kleinen Mönch kam. Der kleine Mönch fragte mit einer fast traurigen Stimme, was für den Meister Abschied nehmen bedeutet. Auf diese Frage war der Meister jedoch gefaßt, denn dies ist ein Thema in allen Religionen und für alle Menschen. Niemand kommt um dieses Thema herum, weil es wirklich Alle betrifft. Und so antwortete der Meister seinem Schüler mit einer Gegenfrage. „Kannst Du mir den Begriff Abschied erklären?“ Der kleine Mönch war im Moment sehr verwundert, weil es ihm doch eindeutig erschien, was Abschied heißt. „Wie soll ich Abschied denn erklären, es ist ein weggehen, ein auseinander gehen, ein trennen!“ antwortete der kleine Mönch.

Der Meister nickte zustimmend und erwiderte: „Bisher Alles richtig, wenn Du die Oberfläche Dir ansiehst. Doch Abschied ist weitaus mehr als Du so erklären könntest. Es ist richtig, daß Abschied eine Trennung ist, Abscheiden, also trennen zweier oder mehrere Dinge voneinander. Soweit so gut, doch was steht dahinter? Du siehst nur die Verpackung, die Oberfläche, was jedoch dahinter steht scheinst Du zu übersehen.“ Der kleine Mönch sah seinen Meister erstaunt an. Dieser fuhr mit seinen Ausführungen fort. „Abschiednehmen ist fast immer für den Menschen ein trauriger Moment. Wir verbinden doch Alle den Abschied mit dem Tod. Und dennoch hat der Abschied mit dem Loslassen mehr zu tun, als mit dem Tod. Das Abtrennen von Etwas ist nicht gleich zu setzen mit dem Tod, sondern mit dem Teilen. Kinder, die aus dem Haus gehen, weil sie ein Alter erreicht haben, in dem sie selbstständig werden sollen, ist genauso ein Abschied, wie wenn sich Freunde auf eine lange Reise begeben. Abschied ist nur ein lösen eines Teiles vom Ganzen. Kannst Du mir bis hierher folgen?“ fragte der Meister. Der kleine Mönch nickte zustimmend.

Der Meister nahm es wohlwollend zur Kenntnis, daß sein Schüler, der kleine Mönch ihn verstanden hat. Und so setzte er seine Belehrung fort. „Da jedoch der Abschied nicht alleine eine Trennung ist, damit Etwas getrennt wird, ein Loslassen um des Loslassens Willen, sondern damit verbunden eine Frage des Vertrauens ist, ist der Abschied immer auch eine Frage des Vertrauens. Gerade Du als Christ solltest den Abschied besser verstehen. Denn in Deiner Religion hatte doch Jesus seine Jünger zurück gelassen und ihnen den Auftrag gegeben seine Worte und seine Lehre zu verkünden. Hatten nicht seine Jünger sich so an Jesus geklammert, daß sie fast verzweifelten? Ich glaube eher, sie hatten Jesus nicht verstanden. Jesus ging und vertraute seinen Jüngern, aber hatten die Jünger ihm vertraut?“ Da fiel der kleine Mönch seinem Meister ins Wort: „Sie haben recht, doch die Jünger Jesus verstanden Ihn nicht!“

Wahrscheinlich wartete der Meister nur darauf. Denn er hob an und fast seinen Schüler, den kleinen Mönch an den Schultern, als wollte er ihn umarmen und sprach: „Völlig richtig. Die Jünger Jesus vertrauten dem Menschen Jesus, nicht dem Geist Gottes. Sicher, sie verstanden Jesus nicht, doch das legte sich mit der Zeit.“ „Meister, woher kennen Sie die Bibel der Christen so gut?“ fragte der kleine Mönch erstaunt. „Wenn ich meine Lehre verstehen will, damit ich sie leben kann, dann muß ich mich an den anderen Religionen orientieren“, antwortete der Meister. Und er fuhr fort: „Wenn ich mich mit den anderen Religionen befaße, so bedeutet das noch lange nicht, daß ich davon überzeugt bin, daß die anderen Religionen für mich die besseren Wege sind in meinem Leben. Aber erst dadurch kann ich meine Möglichkeiten und meinen Weg erkennen und finden.“

Mit einem erstaunten Gesicht vernahm der kleine Mönch die Worte seines Meisters. „Aber was hat das mit dem Abschied zu tun?“ fragte der kleine Mönch. „Sehr viel“, antwortete der Meister, „denn Jesus verabschiedete sich von seinen Jüngern mit einem letzten Abendmahl, wie es überliefert wurde. Er trennte sich von seinen Jüngern und so nahm Er doch alle Sünden auf sich und erlöste die Menschen, zumindest lehren es Deine Kirchen.“ Nachdenklich über das Wissen seines Meisters über seinen Glauben nickte er zustimmend. Und er atmete tief ein und fragte seinen Meister: „Warum aber gibt es dann so viele Religionen?“ Der Meister mußte unwillkürlich lächeln. Auf diese Frage hatte er gewartet. „Es ist dies eine Frage des Verständnisses und der Kultur. Die Menschen sind nicht gleich, sondern gleichwertig. Daher hat jeder einzelne Mensch seinen Zugang zum Schöpfer. Und es hat überhaupt keine Bedeutung, wie und nach welchen Ritualen der Schöpfer verehrt wird, es hat nur eine Bedeutung, daß dieser Schöpfer von uns Allen verehrt wird und wir seine Schöpfung erhalten. Das

bedingt jedoch, daß wir auch unser Verhalten untereinander auf eine gemeinsame Grundlage bringen. Hier hätten die Religionen die wohl wichtigste Aufgabe wahrzunehmen.“

„Meister, darf ich dennoch zurückkommen auf den Abschied?“ unterbrach der kleine Mönch. „Sicher, Du hast Recht, aber bedenke, es ist Alles immer ein Abschied im Leben, eine Trennung.“ Sprach der Meister. „Du denkst sicherlich bei Abschied an den Tod, ich auch, doch nur dann, wenn es soweit ist. Abschied als Tod kannst Du auch auf das Aufgeben von Gewohnheiten und allem Anderen verwenden. Jeder Verzicht auf etwas Gewohntes ist ein Abschied. Löse Dich vom Diesseitigen und Du findest unbelastet Deinen Weg ins Jenseits, ohne Angst und Furcht. Gerade die Christen sollten sich den Abschied zu einem Lebensprinzip machen. Wenn ihr Christen schon so auf das jenseitige Leben ausgerichtet seid, dann dürft und braucht ihr vor dem Tod selbst keine Angst zu haben. Der diesseitige Tod ist die Geburt in eine neues, anderes Leben, zumindest nach der Lehre von Euch Christen. Freut Euch doch lieber, daß ein verstorbener Mensch zu Eurem Gott kommt, von dem ihr immer predigt!“

Was sollte der kleine Mönch dagegen sagen. Sein Meister hatte das Wesen des Christentums genau in die Mitte getroffen. „Das würde in der Konsequenz, im Ganze aber auch bedeuten, daß der Verzicht zu einem Allgemeingut unter den Christen werden müßte?“ fragte der kleine Mönch seinen Meister. „Richtig erkannt,“ kam die Antwort, „Verzicht heißt nicht, daß Du auf Alles verzichten mußt oder Alles ablehnen, was Du nicht notwendigerweise oder dringendst zum Leben brauchst, vielmehr heißt das, daß Du nur das annehmen sollst, was Du wirklich benötigst zum Leben. Der Verzicht auf Luxus ist selbst schon ein Luxus in der heutigen Zeit.“ Der kleine Mönch war zwar momentan sehr verwirrt, aber er konnte sich schnell faßen, da er wußte, was sein Meister damit meinte.

„Meister, ich weis, daß ich bald dieses Kloster verlassen muß, weil ich wieder zurück nach Hause mich mein Weg führt. Also ist es ein Abschied, eine Trennung für mich. Es hört und fühlt sich so absolut an!“ sagte der kleine Mönch zu seinem Meister. Doch dieser lächelte und sagt: „Dieser Abschied ist nur eine Trennung der Verpackung vom Inhalt. Getrennt oder verabschiedet hast Du Dich erst dann, wenn Du diese Zeit vergeßen hast! Diese Trennung oder Abschied ist die schlimmste Form, sie ist wirklich tödlich. Die Verpackung wird vom Inhalt getrennt und der Inhalt verbreitet sich. Doch wenn du den Inhalt von Dir trennst, dann lebst Du im Tod. Der Geist hält Alles zusammen. Du trennst Dich nur vom Entbehrlichem, nicht vom Inhalt, vom Geist!“

Die Worte des Meisters, woran er, der kleine Mönch, nicht ganz unbeteiligt war, waren die Vorboten seines Abschiedes vom Kloster. Aber die Worte des Meisters haben ihm die Last des Abschiedes von seiner Seele genommen. Es fiel ihm plötzlich nicht mehr so schwer daran zu denken, daß die Zeit kommt, zu der er gehen muß. Es wurde ihm bewusst, daß alle Menschen irgendwann einmal gehen müssen, sie sind in der Existenz nur Gast und haben nur Gastrecht, keinen Anspruch auf Eigentum oder Besitztum in dieser Welt. So wurde ihm auch bewußt, daß sein Glaube genau das sagt, was ihm der Meister erklärte. Er muß sich immer von irgendetwas trennen, es ist ein ständiger Abschied von Etwas.

Seine Gedanken begannen an zu spielen. Kinder sind kein Eigentum der Eltern und die Eltern kein Eigentum der Kinder. Beide müssen sich voneinander lösen, trennen, also Abschied nehmen und bleiben dennoch im Geiste verbunden. Materielle Dinge sind vergänglich und haben nur auf beschränkte und begrenzte Zeit eine Gültigkeit auf Besitz- und Eigentum, auch wenn das Materielle als Erbe weitergegeben wird. Doch es hat so betrachtet mit dem Inhalt nichts gemein, vielmehr belastet das Materielle den Inhalt, das Leben. Das heißt aber keineswegs, daß das Materielle deswegen schlecht sein muß, es kommt nur darauf an, was der Einzelne damit macht und wie er oder sie sich dazu verhalten.

Vielmehr jedoch wurde dem kleinen Mönch klar, daß der Inhalt, von dem sein Meister sprach das Leben ist und das Ziel, wohin wir Menschen uns bewegen. Die Einen erwarten die Wiedergeburt, die Anderen das Paradies, den Himmel. Und Alle aber werden doch zum Schöpfer zurückkehren, von dem sie ausgesandt worden sind. Was aber in der Zeit von den Menschen getan und gemacht wird, die wir Leben nennen, wie wir miteinander umgehen, daß, so, wenn er seinen Meister richtig verstanden hat, ist oder sollte der Inhalt sein, den wir als Religionen bezeichnen. Unterschiede, die im Inhalt zu finden wären, konnte er nicht finden, in den Ritualen und sogenannten Liturgien jedoch schon.

Es ist, wenn er nun ein Resümee zieht, das Wesen der Religionen, die trotz aller Unterschiede sich im Wesen sehr ähnlich sind. Zumindest betrifft dies den Inhalt. Die Verpackungen dagegen werden als Gründe dafür herangezogen, damit die Rechtfertigung für die Untaten der Menschen als Freispruch gelten gelassen werden können. Alles im Namen dessen, der uns geschaffen hat, aber niemals aus den menschlichen Niedrigkeiten heraus. Wir Alle wissen, wie wir unsere eigene Lebensgrundlage zerstören oder zerstören laßen, weil die Gier, der Neid, der Haß, die Macht und so weiter immer von den Stärkeren auf die Schwächeren

ausgeübt wird. So in die Gedanken versunken wäre es dem kleinen Mönch fast schon lieber, er könnte hier im Kloster bleiben. Doch eine innere Stimme sagte ihm, er müsse nach Hause, weil es seine Aufgabe ist, den Geist und das Leben für ihn so zu gestalten, daß auch Andere sich daran orientieren können und dadurch eine neue Gesellschaft begründen. Nicht Andere oder Irgendwer sollen den ersten Schritt machen, sondern er, der kleine Mönch.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken verbrachte er noch einige Tage im Kloster, bevor es soweit werden würde, daß er zurück in seine Heimat, in sein Zuhause gehen wird.

Und so kam der Tag, an dem der kleine Mönch sich verabschieden mußte, weil die Heimreise auf ihn wartete. Wie er angekommen ist, hatte ihm der Abt empfangen und seinen Meister zugeteilt. Nun, da er das Kloster nach einer für ihn sehr langen Zeit verläßt, ging er zu seinem Meister um sich zu verabschieden. Dieser wartete bereits auf seinen Schüler. Eigentlich wollte der kleine Mönch noch soviel seinem Meister sagen und ebensoviel fragen, doch als es soweit war und dem Meister gegenüberstand zur Verabschiedung, da fehlten ihm die Worte. Der Meister mußte diese Situation sicherlich kennen, denn er war mit Sicherheit nicht der einzige Schüler von ihm.

So machte der Meister diesmal den ersten Schritt und umarmte seinen Schüler und flüsterte ihm ins Ohr, er sei wahrscheinlich sein letzter Schüler in diesem Leben. Aber er möge sich keine Sorgen machen, durch den Inhalt bleibe er mit ihm verbunden, so oder so. Und der kleine Mönch richtete sich auf, nachdem ihn sein Meister aus der Umarmung frei gegeben hatte und fragte, ob er, der Meister ihn bis zum Tor begleiten würde. Der alte Meister nickte nur lächelnd und Beide gingen zunächst zu jenem Mönch, wo der kleine Mönch seine Kutte erhalten hatte. Da er bereits in seinem zivilen Gewand war und schon Alles gepackt hatte, war die Rückgabe sehr schnell erledigt und so konnten die Beiden ohne Eile zum Abt gehen.

Dieser erwartete sie schon. Als sie in dem Raum eintraten, wo der kleine Mönch vor langer Zeit vom Abt empfangen wurde, verneigten sich Beide tief vor dem Abt. Der Abt sprach den Meister in seiner Sprache an und der Meister antwortete ebenso. Der kleine Mönch konnte nicht verstehen, was die Beiden miteinander sprachen, jedoch am Gesichtsausdruck konnte er erraten oder vermuten, um was es ging. Ohne Zweifel um ihn. Nach dem Gespräch zwischen dem Abt und seinem Meister winkte der Abt ihn zu sich und legte eine Hand auf seinen Kopf, murmelte Etwas und gab ihm einige Dinge in die Hand. Da war eine Rolle mit einem Schriftstück, wie eine Schatulle mit Etwas darin. Beides würde er, der kleine Mönch noch früh genug studieren können.

Während sich der Abt mit der Verabschiedung des kleinen Mönches befaßte, kamen noch einige andere Mönche in den Raum zur Verabschiedung. So bekam der kleine Mönch nur mit, daß hier viele Segensprüche ihm angediehen werden und sicherlich auch einige Gebete für ihn gesprochen werden würden. Jedenfalls schien es dem kleinen Mönch so, als würde es ihm nur schwer gemacht zu gehen. Obwohl er schon lange, für einen sogenannten Westler, in diesem Kloster Zeit verbracht hatte, er wußte, in diese Kultur und Mentalität muß der Mensch

geboren werden, erlernen kann niemand eine andere Kultur und Mentalität. Und so kam nun endgültig der Zeitpunkt, an dem er sich verabschieden mußte, weil die Zeit drängte. Nur welche Zeit eigentlich? Furcht kam auf, er mußte sich wieder neu an sein altes Leben, zumindest an die Umstände gewöhnen. Vor was sollte er jetzt sich noch fürchten? Hatte sein Meister nicht von Vertrauen gesprochen, das in einem Abschied ist? Also fing der kleine Mönch bei sich selbst an mit dem Vertrauen in sich.

Hände hatte er Alle geschüttelt und seine Tränen so halb unterdrückt. Dennoch ging er reicher auf seinem Weg nach Hause, als er jemals mit Geld schaffen würde. Seine Seele und sein Geist haben ihn reicher gemacht, als er es sich jemals vorstellen hätte können. Dieses Kloster wird er sicher niemals vergeßen, auch wenn er davon Abschied nehmen muß. Nun verstand er auch die Trennung von der Verpackung und dem Inhalt. Die Mönche, seinen Meister allen voran, wird er niemals mehr vergessen, auch wenn er seinen Meistern nie mehr sehen wird.

Und so trug der kleine Mönch ein Licht zu sich nach Hause, welches nur von denen gesehen werden kann, die sich dem Licht öffnen und es in sie leuchten laßen.